

edfc



Fantasia I089e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1089e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-08

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1089e – Magazin für Phantastik



edfc

**MICHAEL
INNES LORD
MULLIONS
GEHEIMNIS**

Roman



**SERIE PIPER
SPANNUNG**

***Innes, Michael: Lord Mullions
Geheimnis**

**Michael Innes [John Innes Mackintosh
Stewart, 1906–1994]**

***Charles Honeybath 3: Lord Mullions
Geheimnis***

(Lord Mullion's Secret, 1981)

Piper SPS 5519 (TB 190 S./DM 10,80)

München 1986

Aus dem Englischen von Uta Münch

Genre: Kriminalmelodrama

Die Mullions waren noch verhältnismäßig begütert, wenngleich sie sich nicht mehr imstande sahen, ihren Verpflichtungen in der erwünschten unauffälligen Weise nachzukommen. Zweimal pro Woche, über den längsten Zeitraum des Jahres hinweg, waren sie gehalten, Mullion Castle in ein hochherrschaftliches Museum zu verwandeln. Das Ärgernis wurde unmittelbar nach dem Frühstück durch Lord Mullion angekündigt, wenn er in höchsteigener Person auf das flache Bleidach hinaufstieg und eigenhändig seine persönliche Standar-

te über den Zinnen hißte. Er selbst war gar nicht besonders begierig darauf, der Welt auf diese Weise zu signalisieren, daß er geruhte, anwesend zu sein, da ihn dünkte, es sei ausschließlich seine Privatangelegenheit, mit der die Welt herzlich wenig zu tun habe. Doch sprengte diese gewisse kleine Extravaganz durchaus nicht den Rahmen des Üblichen unter seinesgleichen; vermutlich hielt die überwältigende Mehrheit an dieser Tradition fest. Lord Mullion aber war ein zurückhaltender Mensch, der von seiner Frau diesbezüglich auf Vordermann gebracht werden mußte. „Häng unsere Banner auf die Außenmauern“, lauteten die Instruktionen von Lady Mullion nach ihrer zweiten Tasse Kaffee. „Der Schlachtruf heißt: ‚Sie kommen!‘“ Und ihr Kommen war natürlich in äußerstem Maße erwünscht, nachdem sich der Ruf nicht auf eine feindliche Armee bezog, sondern auf Autos und Omnibusse, die in Kürze die Auffahrt heraufholpern würden. Also tat Lord Mullion, wie ihm geheißen, und tröstete sich mit der Überlegung,

daß seine Geste auch als Herausforderung ausgelegt werden konnte – wie bei Macbeth – statt als Willkommensgruß. (S. 5)

The Mullions were still quite comfortably off, although they no longer managed to pay their way in the entirely unobtrusive fashion they would have wished. Twice a week, and through the greater part of the year, they were obliged to turn Mullion Castle into a Stately Home. The disturbance was heralded shortly after breakfast, when Lord Mullion ascended to the leads and himself hoisted his personal standard above the battlements. He didn't greatly care for thus announcing to the world that he was 'in residence', since it seemed to him that whether he was at Mullion or not was a private matter with which the world had nothing to do. This particular small ostentation, indeed, was perfectly orthodox among his peers, a clear majority of whom probably maintained the habit. But Lord Mullion was a retiring man, who had to be kept up to

the mark in the matter by his wife. 'Hang out our banners on the outward walls,' Lady Mullion would instruct him as she finished her second cup of coffee. 'The cry is still „They come“.' And of course it was very desirable that they should come, since the reference was not to a hostile army but to the cars and char-a-bancs which would presently be bumping up the drive. So Lord Mullion did as he was told, consoling himself with the thought that his gesture could be construed as being, like Macbeth's, one of defiance rather than of welcome.

Henry Wyndow, Lord Mullion, residiert mit Ehefrau Mary, Sohn Cyprian und Töchtern Patience, genannt Patty, und Lucy, genannt Boosie, sowie der scheinbar mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebenden Großtante Miss Camilla auf Mullion Castle; sein jüngerer Bruder Sylvanus darf samt Frau und drei Töchtern das Witwenhaus für sich beanspruchen. Im weitläufigen Park trifft man häufig den Hilfspfleger Swithin Gore an, während der steinalte Pfarrer Dr. Martin Atley quasi mit zum In-

ventar des Hauses zählt; schließlich und endlich ist neben etlichem Personal auch noch ein sehr gravitätischer Butler namens Savine angestellt.

Doch leider gebricht es dem Lord an finanziellen Mitteln, so dass er gezwungen ist, zweimal in der Woche seine Residenz für wahre Ströme von Besuchern zu öffnen, die ihr Scherflein zur Erhaltung des Bauwerks beitragen. Zwar besitzt Lord Henry drei ausgesprochen begehrte Miniaturen von Nicholas Hilliard, deren Verkauf viel Geld einbrächte, von denen er sich aber niemals trennen würde.

Lady Mary hat sich nun entschlossen, ihren Gatten von einem populären Maler, den Lord Henry allerdings nicht sehr schätzt, porträtieren zu lassen. Daher will Lord Henry im Gegenzug seine Frau malen lassen, aber diesmal von einem Künstler seiner Wahl, nämlich dem allseits bekannten Charles Honeybath, in diesem Fall ausnahmsweise keine Kosten scheuend.

Hier führt Dr. Atley den Gästen gerade die Miniaturen vor, die so fein gestaltet sind, dass sie mit einer Lupe und einem nur

mit einem einzigen Haar bestückten Pinsel gemalt sein mussten.

„Die Dame links“, erklärte Dr. Atlay, „ist Lady Lucy Wyndowe, die zu den großen Schönheiten ihrer Epoche zählte. In der Mitte befindet sich der dritte Graf. Den jungen Mann zur Rechten konnten wir bisher nicht einordnen. Ich war stets der Meinung, er habe ziemliche Ähnlichkeit mit dem ‚Jungen Mann in tiefer Trauer‘ in der Portland-Sammlung, einem Gemälde, das den sehr späten Werken Hilliards zuzurechnen ist. Beachten Sie den meisterlichen Effekt der Flüchtigkeit im Lächeln des jungen Mannes, so als wäre er kurzfristig aus düsteren Gedanken gerissen worden.“

Diese einfühlsame Bemerkung wurde respektvoll aufgenommen, und Honeybath sah noch genauer hin, was Lord Mullion nicht entging. (S. 82)

‘The lady on the left,’ Atlay said, ‘is Lady Lucy Wyndowe, who was reckoned a great beauty in her time. In the

middle is the third earl. The young man on the right we can't pin down. I have always thought he rather resembles the *Young Man in Deep Mourning* in the Portland Collection, which is a very late work of Hilliard's indeed. Remark the masterly effect of evanescence in the youth's smile, as if he had been momentarily diverted from serious thought.'

This sensitive observation was respectfully received, and Honeybath peered more closely. Lord Mullion noticed this.

Honeybath will sich jedoch aus Gründen, die nur er kennt, der allgemeinen Bewunderung über die Miniaturen nicht anschließen.

Honeybath schwieg – und zwar aus dem sehr plausiblen Grund, daß er sich seit einigen Minuten nicht schlüssig werden konnte, ob er reden sollte oder nicht. Die überraschende Tatsache bestand darin, daß er sich unvermutet in einer überaus heiklen Lage befand. Mit Lady Lucy Wyndowe hatte alles seine

Ordnung. Mit dem dritten Grafen hatte alles seine Ordnung. Doch mit dem „Jungen Mann in tiefer Trauer“ stimmte etwas ganz und gar nicht. Honeybath war zwar nur ein Blick darauf vergönnt gewesen; sein sechster Sinn in solchen Dingen war aber aufgrund natürlicher Veranlagung und jahrelanger Übung beinahe beängstigend gut entwickelt. Er hatte sofort erkannt, daß das, was in dem kleinen Rahmen präsentiert wurde, die ausgezeichnete Reproduktion einer Miniatur aus der Zeit Jakobs I. war, aber kein Original. Es handelte sich nicht einmal um eine Replik, sondern war jener Kunst der Farbfotografie zuzuordnen, die Lord Mullion erst kürzlich so lobend erwähnt hatte. (S. 83f)

On this sober thought Lord Mullion led the way out of the library. Honeybath remained silent, and for the very good reason that for some minutes he had been uncertain whether to speak or not. The astonishing fact was that he suddenly found himself in a position of extreme delicacy. Lady Lucy Wyndowe

was all right. The second earl was all right. But the miniature resembling the Young Man in Deep Mourning was all wrong. Honeybath had enjoyed no more than a glimpse of it. His sense of such matters, however, was by native endowment and long training almost preternaturally acute. He had realized instantly that what was on display within that little frame was an excellent reproduction of a Jacobean miniature and not an original. It wasn't even a replica. It belonged, in fact, to that art of colour photography which Lord Mullion had so lately commended.

Eine der drei Miniaturen ist durch ein täuschendes Farbfoto ersetzt worden, das allerdings ein anderes Motiv als das Original darstellt.

Honeybath fühlt in sich den Kriminalisten aufsteigen, und schon wälzt er eine ganze Reihe von Theorien. Wurde die Miniatur ausgetauscht, um sie unauffällig stehen zu können? Hat sie womöglich der Schlossherr selbst aus Geldmangel ersetzt? Oder hat sich Cyprian zu Geld verhol-

fen? Oder war der Täter womöglich gar Dr. Atley, der als Fachmann doch den Tausch hätte bemerken müssen? Die wichtigste Frage ist allerdings, ob Honeybath gegenüber Lord Henry seinen Verdacht überhaupt äußern darf, ohne diesen in große Verlegenheit zu bringen.

Lord Mullions Geheimnis stellt eine unglaublich köstliche Lektüre dar: Michael Innes pflegt hier einen ausgesprochen kunstvollen und ironischen Stil, der auch in der vorzüglichen Übersetzung sehr gut zur Geltung kommt. Hinzu kommt, dass der Autor seine Figuren wunderbar zu charakterisieren versteht: Jede von ihnen ist ein Original mit ausgefallenen Eigenschaften. Zahlreiche Anspielungen an Literatur und Kunst, die sich die Protagonisten gegenseitig zuspielden, lockern den Roman zusätzlich auf. Im Übrigen exerziert Michael Innes in seinem Werk alle Klischees des guten alten Kolportageromans durch, als wolle er ihm hier ein besonders elegantes Denkmal setzen. Obwohl in dem Roman einige moderne Errungenschaften wie Unterseekabel erwähnt werden, vermittelt er eine Stimmung, als würde er wenigstens vor dem

Zweiten, wenn nicht gar vor dem Ersten Weltkrieg spielen.

Da *Lord Mullions Geheimnis* schon viele Jahrzehnte alt ist, darf man wohl einige Andeutungen bezüglich der Auflösung machen: Jene Miniatur, die von Dr. Atley in bester Absicht ausgetauscht wurde, zeigt einen Vorfahren von Lord Henry, einen jungen Mann, der ein exaktes Abbild des Gärtnerburschen ist. Und während die Großtante Camilla sich vehement gegen die Vorstellung wehrt, jemals das grässliche und gesundheitsgefährdende Italien besucht zu haben, gibt es in der Galerie des Schlosses zwei ihrer Aquarelle, die nach der Bildunterschrift in Frankreich entstanden sein sollten, in Wahrheit aber, wie das scharfe Auge von Honeybath sogleich erkennt, in Italien geschaffen wurden. Man erkennt, dass der Autor den Leser bewusst lange Zeit an der Nase herumführt; sogar der Titel ist irreleitend, denn das Geheimnis, das zweifellos vorhanden ist, betrifft zwar mehrere Personen, nicht jedoch Lord Mullion.



Craig Schaefer

**Lionel Page 2: Die Hexen von New York
(A Time for Witches, 2020)**

Heyne 32 289 (PB 510 S./€ 16,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Michael
Siefener**

Genre: Phantastik

Er war hier, weil seine Geliebte offenbar ein Versprechen hielt, das sie ihm gegeben hatte. Sie hatte es mit blutigen Tränen auf den Wangen ausgesprochen, während sie das Messer mit dem Horngriff gepackt hielt, mit dem sie sich manchmal den Arm ritzte, damit der Druck aus ihr wich. *Weißt du, was als Nächstes geschieht? Du wachst eines Morgens auf, und ich bin weg ... Ich bin... einfach weg. Weil ich immer irgendwann gehe.* (S. 10)

Der Reporter Lionel Page und seine jahrhundertealte, aber junggebliebene Freundin Maddie gehören zu einem Kreis von Magiern um die Göttin Hekate, die bis vor kurzem in ihrer Inkarnation Regina Dunkle

aufgetreten, aber nun verschwunden ist. Und jetzt ist auch Maddie untergetaucht, so wie sie es prophezeit hat. Lionels Intuition führt ihn nach Bloomington ins Griffith-Museum, wo eine Ausstellung der Schätze der mykenischen Welt stattfindet, gesponsert von dem aalglatten Milliardär Cordell Spears.

Während der Eröffnung tritt eine Frau auf, die zuerst nur von Lionel wahrgenommen werden kann, dann aber plötzlich sichtbar wird und schwere Anklagen gegen Spears erhebt.

„Sie belügen diese Leute“, sagte sie.
„Alles an Ihnen ist eine Lüge. Und Heroen können sterben. Heroen sterben genauso wie jeder andere.“

Cordell schüttelte den Kopf. Er war ernst.

„Nein, meine Liebe. Heroen leben ewig – so lange wie ihre Geschichte.“

Ihre Blicke trafen sich. Die Galerie erstarrte.

„Ihre Geschichte endet heute Abend“, sagte die Frau. (S. 17)

Spears' Sicherheitsleute erschießen die Frau und drücken ihr als Rechtfertigung heimlich einen kleinkalibrigen Revolver in die Hand, was nur Lionel auffällt. Ihren toten Fingern entrollt eine Tonflasche, die Lionel an sich nimmt. Der Reporter ist nun fest entschlossen, Spear's Machenschaften aufzudecken, die sich womöglich auch ins Reich der Magie erstrecken.

Die Hexen von New York ist ein schönes Beispiel moderner, unterhaltsamer Urban Fantasy.

James Hadley Chase

**Dumme
sterben nicht aus**

KRIMINALROMAN



 ULLSTEIN
BÜCHER

***Chase, James H.: Dumme sterben nicht aus**

**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Dumme sterben nicht aus

(Just Another Sucker, 1960)

Ullstein 01 474 (TB 158 S./DM 2,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1972,

2. Auflage

Aus dem Englischen von Gitta Bauer
und Hans-Joachim Platz

Genre: Krimi

Als ich an einem Julimorgen um acht Uhr entlassen wurde, regnete es so heftig, daß eine Ente ertrinken konnte.

Es war ein ziemlich merkwürdiges Gefühl, so in die Welt hinauszuspazieren, die für mich dreieinhalb lange Jahre stillgestanden hatte. Vorsichtig näherte ich mich ihr, indem ich mich ein paar Meter von dem eisenbeschlagenen Tor entfernte, dann blieb ich stehen, um die Freiheit zu spüren.

Der Regen bildete Pfützen auf der Straße. Er klatschte auf meinen vier Jah-

re alten Hut und meinen fünf Jahre alten Regenmantel: warmer Regen, aus einem wolkenverhangenen Himmel, der so dunkel und böse aussah wie ich. (S. 5)

When they released me at eight o'clock on a July morning, it was raining fit to drown a duck. It was a pretty odd sensation to walk out into the world that, for me, had stood still for three and a half long years. I approached it warily, walking a few yards from the iron studded doors, then pausing to get the feel of freedom.

There would be a Greyhound bus at the corner to take me home, but for the moment, I didn't feel like going home. I just wanted to stand on the edge of the sidewalk, to feel the rain against my face and to let the fact sink in that I was now free, that I wouldn't have to spend another night in a cell and I wouldn't any longer have to share my life with thugs, criminals and sex perverts as I had been doing for all these months.

The rain made puddles in the road. It beat down on my four year old hat and my five year old raincoat: warm rain, coming from a cloud-swollen sky as dark and as bitter as myself.

Henry Barber, früher Journalist beim „Herald“, wird eben aus dem Gefängnis entlassen. Chicagoer Gangster hatten versucht, ihr lukratives Glücksspiel-Business auch in Palm City, Kalifornien, zu etablieren, und zu diesem Zweck nicht nur den Polizeichef, sondern auch etliche einflussreiche Menschen bestochen. Henry wollte diese Mächenschaften in einem Zeitungsartikel aufdecken und informierte zu diesem Zweck seinen Chef, ohne zu ahnen, dass auch dieser bestochen war. Als Henry eine Summe von zehntausend Dollar zurückwies, verbrannte sein Chef kurzerhand den Artikel, und ein Polizeiauto versuchte, Henrys Wagen in den Abgrund zu drängen. Doch das Polizeiauto kam selbst ins Schleudern, ein Polizist starb, und Henry landete wegen Totschlags im Gefängnis.

Aber zum Glück wartet immer noch seine brave Frau Nina auf ihn, und es holt ihn

sogar sein treuer Freund, der Polizist John Renick, vor dem Gefängnistor ab.

„Also gut“, sagte Renick. Er machte eine hilflose Handbewegung. „Du mußt nicht denken, daß ich dich nicht verstehe, Harry. Ich glaube, ich wäre genauso verbittert, wenn man mich so hereingelegt hätte wie dich, aber was geschehen ist, ist geschehen. Du mußt jetzt an deine und Ninas Zukunft denken.“

„Was glaubst du wohl, woran ich die ganze Zeit in der Zelle gedacht habe?“ Ich starrte aus dem Wagenfenster auf die See, die regengrau gegen die Kai-mauer schlug. „Ja, ich bin verbittert. Ich hatte Zeit genug, um mir klarzumachen, was für ein verdammter Idiot ich war. Ich hatte die zehntausend Dollar nehmen, die mir der Polizeichef anbot, und hätte meinen Mund halten sollen. Aber eins habe ich gelernt, seit ich ins Gefängnis kam: ich werde nie wieder der Dumme sein.“

Renick bewegte sich unbehaglich. „Sprich nicht so, Harry. Ich mache mir Sorgen deinetwegen. Um Himmels wil-

len, rei dich zusammen, bevor Nina dich sieht.“

„Vielleicht kümmerst du dich gefälligst um deine eigenen Angelegenheiten!“ fuhr ich ihn an. „Nina ist zufällig meine Frau. Sie geht mit mir durch dick und dünn. Also la sie meine Sorge sein.“ (S. 6f)

‘Well, okay,’ Renick said. He made a helpless gesture with his hands. ‘Don’t imagine I don’t understand, Harry. I guess I’d be bitter too if I had been framed the way you were, but what’s done’s done. You have your future to think of now– Nina’s future too.’

‘What else do you imagine I have been thinking about all the time I have been in a cell?’ I stared out of the car window at the sea, grey in the rain, pounding against the sea wall. ‘Yes, I’m bitter all right. I have had time to realise just what a goddam sucker I’ve been. I should have taken the ten thousand dollars the Police Commissioner offered me to keep my mouth shut. Well, one thing I have learned since I

have been in jail: I'm not ever going to be a sucker again.'

'You're just sounding off,' Renick said sharply. 'You know you did the right thing. The cards were stacked against you. If you had taken that rat's bribe, you would never have been able to live with yourself, and you know it.'

'Think so? Don't kid yourself it's going to be all that pleasant to live with myself now. Three and a half years sharing a cell with a child rapist and two thugs with habits that would sicken a pig does something to you. At least if I had taken that bribe I wouldn't be now an ex-jailbird without a job. I'd probably be owning a car like yours.' Renick shifted uneasily. 'That's no way to talk, Harry. You're getting me worried. For Pete's sake, get hold of yourself before you see Nina.'

'Suppose you mind your own business?' I snarled at him. 'Nina happens to be my wife. She's taken me for better or worse. Well, okay. You let me worry about her.'

Nina hält nach wie vor zu Henry, aber er findet als Journalist keine Arbeit, und für den District Attorney als Pressesprecher zu arbeiten, wie ihm Renick anbietet, lehnt Henry ab, obwohl Renick versichert, dass die alte korrupte Clique vollständig geschasst worden sei.

Henry beginnt zu trinken. Zufällig bemerkt er in einer Kneipe, wie eine teuer gekleidete Frau ihre Handtasche in der Telefonkabine vergisst. Henry gibt vor zu telefonieren und schaut sich die Handtasche an.

Ich drehte meinen Rücken zur Bar, er war breit genug, um den Blick in die Zelle zu versperren. Dann nahm ich den Telefonhörer ab – das war ein schlauer Zug von mir –, und mit dem Hörer am Ohr untersuchte ich den Tascheninhalt.

Da war eine goldene Zigarettendose und ein goldenes Feuerzeug. Da war eine Brillantbrosche, die fünfzehnhundert Dollar wert sein mochte, wenn nicht mehr. Da war ein Führerschein. Und da war ein fettes Portemonnaie mit einer Menge Scheinen, deren erster ein Fünf-

ziger war. Wenn die anderen ihm entsprachen, dann konnten in diesem freundlichen, fetten Portemonnaie an die zweitausend Dollar stecken. (S. 13)

I turned my back which was broad enough to fill nearly all the booth, and picked up the telephone receiver; a smart move this— and resting the receiver against my ears, I examined the contents of the bag.

There was a gold cigarette case and a gold lighter. There was a diamond clip which could have been worth fifteen hundred dollars if not more. There was a driving licence. And there was a fat roll of bills and the top one was a fifty. If the others matched it, there could be close on two thousand dollars in that nice looking, juicy roll.

Henry nimmt das Geld an sich, aber die Frau hat die Handtasche bereits vermisst und den Diebstahl bemerkt. Sie will jedoch Henry nicht anzeigen, sondern bietet ihm vielmehr einen lukrativen, aber gefährli-

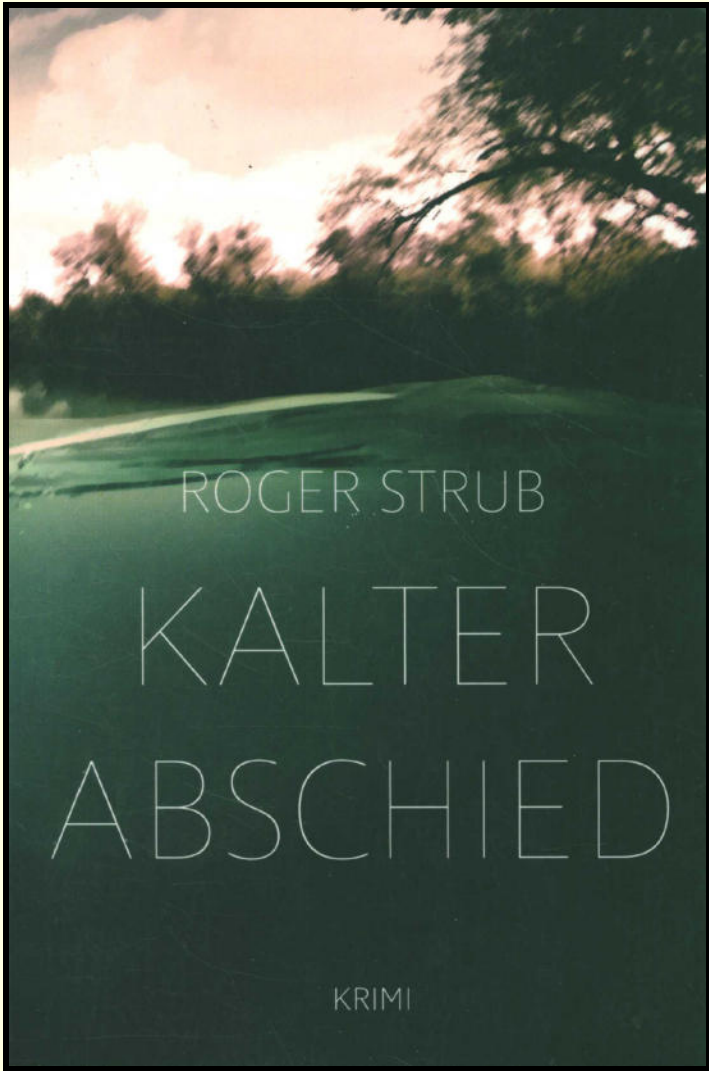
chen Job an: Fünfzigtausend Dollar sollen für ihn herausspringen.

Die Frau ist Rhea Malroux, früher unter ihrem Geburtsnamen Rhea Passary ein Revuegirl in Paris, und jetzt die Ehefrau des todkranken Millionärs Felix Malroux. Sie und Odette, Malroux jugendliche Tochter aus erster Ehe, brauchen sehr dringend Geld, weshalb sie mit Henrys Hilfe vortäuschen wollen, dass Odette entführt worden sei, um auf diese Weise fünfhunderttausend Dollar von Malroux erpressen zu können. Henry macht mit und zaubert über Nacht einen scheinbar unfehlbaren Plan aus dem Hut – aber er rechnet nicht mit den unglücklichen Zufällen, die sich noch ereignen werden.

Das große Plus von *Dumme sterben nicht aus* ist, dass der Roman wegen der schrecklichen Sachen, die Henry noch zustoßen werden, unglaublich spannend zu lesen ist. Außerdem ist die Handlung bemerkenswert gut durchkonstruiert, läuft wie ein Uhrwerk ab und führt den Icherzähler Henry schnurstracks ins Verderben.

Das Manko des Romans ist jedoch, dass die Figuren völlig auf die Handlung zuge-

schnitten sind und die Motivation für ihre jeweiligen Entscheidungen nicht wirklich glaubwürdig ist. Zum Glück ist die Geschichte so mitreißend erzählt, dass dieser Nachteil nicht stark ins Gewicht fällt.



Roger Strub

***Kalter Abschied* (2006)**

KMAV (TB 188 S./€ xx)

Köln 2019

Genre: Krimi

14. Juli 1976

Das Geschirr vom Mittag stand noch auf dem Tisch. Die Colaflasche war fast leer. Die Zwillinge hatten wie jeden Mittag ein Schlachtfeld hinterlassen. Jetzt lagen sie in ihren Bettchen. Marion drückte ihre Zigarette aus. Ihre rechte Hand zitterte leicht, als sie den Brief noch einmal las und ihn dann auf den Tisch legte. Sie erhob sich vom Küchentisch und ging durch den Flur zum Kinderzimmer hinüber. Sie spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Leise öffnete sie die Tür und blickte ins Dunkel hinein. Sie konnte die gleichmäßigen Atemzüge der Kleinen hören. Das Mittel in der Cola hatte seine Wirkung getan. Die Zwillinge schliefen tief und fest. Marion hatte das Erstaunen und die Freude der beiden über die unerwartete Cola vor Augen, als sie an das eine Bett-

chen trat und mit der rechten Hand nach der Daunendecke tastete. Mit einem schnellen Griff hob sie die Decke und drückte sie Fabian fest auf das Gesichtchen. Sie atmete laut und tief durch und zählte dabei langsam bis sechzig. Nur einmal, zwischen zwanzig und fünfundzwanzig, strampelte Fabian ein wenig mit den Beinchen. Aber das Valium hatte den Überlebenswillen gedämpft. (S. 5)

Rainer Kruger, Chef des Kommissariats Bern, hatte im Jahr 1976 den Fall bearbeitet. Die mutmaßliche Mörderin ihrer dreijährigen Zwillinge, Marion Nonda, war tot in der Aare aufgefunden worden – offenbar Selbstmord, lautete der Befund. Marions Exmann hatte die Leiche, die schon etwas aufgequollen war, identifiziert.

Kruger ist allerdings bis heute fest davon überzeugt, dass es sich bei der Leiche um die amerikanische Touristin Lindsay Ralfton handelt, die Marion erwiesenermaßen ähnlich sah. Kruger vermutet, dass Marion mit Lindsays Dokumenten in die USA gereist und dort untergetaucht ist. Ein Jahr

später hat sie sich nach einem Aufruf im Fernsehen bei den Behörden gemeldet, ist jedoch nicht bei ihren vorgeblichen Eltern erschienen. Kruger ist ihr auf eigene Kosten nachgereist, konnte sie aber nie fassen.

Nun überredet er im Jahr 2006 seine Nachfolgerin im Amt, Lena Bellmann, die Fährte wieder aufzunehmen, bevor die drei Morde in wenigen Wochen verjähren.

Kalter Abschied ist ein origineller, unterhaltsamer Krimi, der durchwegs auf zwei verschiedenen Zeitebenen spielt.



MELISSA BLAIR

BROKEN BLADE

DIE KLINDE DES KÖNIGS

ROMAN

HEYNE <

Melissa Blair

Broken Blade 1: Die Klinge des Königs
(The Halfling Saga 1: A Broken Blade,
2022)

Heyne 32 280 (PB 494 S./€ 17,00)

München 2023

Aus dem kanadischen Englisch von
Kirsten Borchardt

Genre: Fantasy

Von den siebzehn Klingen, die ich bei mir hatte, wäre jede einzelne dazu geeignet gewesen, den Mann vor mir zu töten. Mit den schmalen Stahldornen, die in meiner Lederkleidung steckten, hätte ich ihm einen tödlichen Stich beigebracht, bevor er überhaupt meine Armbewegung wahrnahm. Mit den Zwillingssklingen, die ich über Kreuz auf meinem Rücken trug, würde ich nicht ganz so schnell zuschlagen, aber er war ein Sterblicher. Ein Mensch. Er konnte mir nicht entkommen. Jede meiner Waffen hätte für diesen Zweck genügt, aber ich wusste, ich würde ihn mit dem blutroten Dolch ins Jenseits befördern, der an meinen Schenkel geschnallt war. Ich

musste nur die Finger um den beiner-
nen Griff schließen und den Hieb aus-
führen. Aber ich konnte ihn nicht töten,
bevor ich nicht das hatte, was ich
brauchte. (S. 13)

Auf dem Inselkönigreich Elverath herrschen die Menschen, angeführt von dem grausamen König Aemon und seinem noch verrückteren Kronprinzen Damien. Die Lichtfaen hat man bereits ausgerottet; die Dunkelfaen wurden, nachdem ihre Weibchen ausgestorben waren; in ein Reservat abgedrängt; dort leben auch die kläglichen Reste der Elfen. Die Halbelfen werden noch in Elverath geduldet, allerdings nur als Sklaven.

Keeva ist die „Klinge des Königs“, seine Henkerin und Meuchelmörderin, die alle Wesen beseitigt, die dem König im Weg sind. Dass sie selbst eine Halbelfe ist, verschweigt sie sorgsam.

Um das Reich Elverath steht es allerdings nicht zum Besten, denn die Pflanze Winvra, aus deren Beeren die unerlässliche Magie gewonnen wird, verkümmert zusehends. Und für Keeva stellt sich die Frage, ob sie weiterhin diesem König dienen soll

oder ob sie sich der Rebellion des jüngeren und möglicherweise vernünftigeren Prinzen Killian anschließen soll.

Melissa Blair, die Autorin von *Die Klinge des Königs*, gehört zum indigenen Volk der Anishinaabe in Kanada. Sie hat Angewandte Linguistik studiert und wurde auf ihrem BookTok-Kanal mit Buchempfehlungen zu feministischer, queerer und indigener Literatur berühmt. Ihrem südeuropäischen Aussehen nach zu schließen, hat für sie die Mischlings-Problematik eine besondere persönliche Bedeutung.

Michael Innes
Der Fall
Maiglöckchen
Kriminalroman

SERIE PIPER SPANNUNG



***Innes, Michael: Fall Maiglöckchen**

Michael Innes [John Innes Mackintosh Stewart, 1906–1994]

John Appleby 8: Der Fall Maiglöckchen
(The Daffodil Affair, 1942)

Piper SP 15 566 (TB 248 S./DM 12,80)

München 1991

Aus dem Englischen von Joachim Kalka

Genre: Phantastischer Krimi

Hudspith sah hinaus und nahm alles wahr. Er sah es, und als praktischer Mann ordnete er es zu: Diese und jene Umstände waren zu befürchten, zu erhoffen, das nächste Mal. Und als Moralist nannte er es beim Namen: Seine Lippen formten ein Wort. Sündhaft. Zweifellos war es das. Doch war es böse? Er glaubte es nicht; er mochte der bloßen Wut und Blindheit dieses Absolutum nicht zugestehen. Seit fünfzehn Jahren führte Hudspith die Polizeiakten, die sich mit der Entführung und dem weiteren Schicksal schwachsinniger Mädchen befaßten. Hierher rührte sein Zorn, und als er jetzt über London

schaute, erblickte er nur dessen Schatten. Jahr um Jahr hatte sich sein Zorn tiefer gegraben, bis er zum innersten Prinzip dieses Mannes geworden war. Er sah sich einer Sündhaftigkeit gegenüber, die zwiefach und überflüssig war. Denn unter den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen war es nicht weiter schwierig, Mädchen zu verführen, zu verleiten, zu vertauschen, zu verkaufen, zu verleihen, die einigermaßen bei Verstand waren. Die Niederträchtigkeit, den Schwachsinnigen nachzustellen, war – nun, sie war ärgerlich. Das Böse war ärgerlich. Oder vielleicht war es eher ärgerlich, daß es so wenigen Menschen bewußt war. (S. 10)

Hudspith looked out and took it all in. He looked out and as a practical man placed it: there was this and that contingency to fear, to hope for, next time. And as a moralist Hudspith placed it: his lips framed a word. Wicked. Undoubtedly it was that. But was it evil? He thought not; he grudged to the mere fury and blindness of it that absolute

word. During fifteen years Hudspith had controlled the file of police papers which dealt with the abduction and subsequent history of feeble-minded girls. Here lay his anger, and as he looked out over London he saw, in effect, only the shadow of this. Year by year the anger had burst deeper until it was now the innermost principle of the man. He confronted sin that was double and gratuitous. For, given social conditions which were common enough, it was tolerably easy to seduce, strand, swop, sell, hire out girls whose wits were reasonably about them. And so the meanness of going for the feeble ones was – well, exasperating. Evil was exasperating. Or rather, perhaps, it was exasperating that so few people were aware of it.

Der etwas steife Superintendent Hudspith von Scotland Yard, der mit Vornamen Ron heißen mag oder auch nicht, beschäftigt sich unter innigster Anteilnahme mit der Suche nach vermissten Mädchen. Ist das Opfer, wie in dem vorliegenden Fall die

neunzehnjährige Lucy Rideout, auch noch schwachsinnig, so kommt sein Blut ganz besonders in Wallung, denn er hasst nichts so sehr wie den Missbrauch hilfloser Mädchen.

Zur gleichen Zeit erhält John Appleby einen ganz speziellen Auftrag vom Vizepräsidenten von Scotland Yard.

„Nun, Caroline hat eine – oder hatte eine. Sie hatte sich an einen besonders nüchternen Kutscher mit einem besonders ruhigen Pferd gewöhnt. Früher, wenn Miss Maidment beim Droschkens­tall anrief – ich sollte vorausschicken, daß Maidment ihre Gesellschafterin ist – ich meine, ich sollte vorausschicken, daß Miss Maidment ihre Gesellschafterin ist -“ Er hielt verwirrt inne. „Was wollte ich sagen?“

„Sie waren an dem Punkt angelangt, Sir, als Miss Maidment den Droschkens­tall anrief.“

„Ganz recht. Nun, früher bestellte sie immer einen offenen Landauer, einen ordentlichen Kutscher und ein ruhiges Pferd. Aber seit einiger Zeit bestellte sie

nur noch Bodfish und Maiglöckchen.“ Der Vizepräsident machte eine Pause. „Bodfish und Maiglöckchen“, wiederholte er. „Ersterer war der Kutscher, letzteres das Pferd. Das versteht sich wohl von selbst. Man könnte sich zur Not einen Herrn Maiglöckchen vorstellen, aber noch nie hat jemand einem Droschkengaul den Namen Bodfish gegeben.“

„Nein, Sir.“ (S. 12)

‘Well, Caroline has – or had. She was attached to a particularly sober driver with a particularly quiet horse. At one time when Miss Maidment rang up the stables – I should explain that Maidment is her companion – I mean I should explain that Miss Maidment is her companion—’ The Assistant-Commissioner paused, perplexed. ‘What was I saying?’

‘You had got to the point, sir, at which Miss Maidment would ring up the stables.’

‘To be sure. Well, at one time she used to ask for an open landau, a respectable

man and a quiet horse. But latterly she has simply asked for Bodfish and Daffodil.' The Assistant-Commissioner paused. 'Bodfish and Daffodil,' he repeated. 'The former was the driver and the latter the horse. That goes without saying, I suppose. One can imagine a Mr Daffodil, but nobody ever gave the name of Bodfish to a cab-horse.'

'No, sir.'

Lady Caroline, die Schwester des Vizepräsidenten, fährt mit keiner anderen Droschke als der von Bodfish, denn dessen altgewordener Gaul namens Maiglöckchen zieht die Karre besonders ruhig und gleichmäßig. Doch unglücklicherweise wurde Maiglöckchen entwendet, und nun soll sich Appleby des Falls annehmen.

„Meine Schwester lebt in bescheidensten Umständen. Als Peers betrachtet sind wir keine besondere Familie, wie Sie wissen.“ Der alte Herr lächelte charmant. „Aber wiederum ist sie die Witwe von -“

„Ganz recht, Sir.“

„Was bedeutet, daß unter ihren Schwägern –“

„So ist es, Sir. Möchten Sie, daß ich hinfahre?“

Der Vizepolizeipräsident seufzte unbehaglich. „Es ist schwierig, nicht wahr? Und, wissen Sie, Sie sehen ziemlich abgespannt aus.“ Dies war zwar unerhört, doch es stimmte.

„Sie können sich nicht immer nur mit diesen gigantischen Fällen abgeben. Ein Mann, der im Lauf von zwölf Monaten eine Schlacht im schottischen Hochland schlägt, auf einer einsamen Insel strandet -“

„Natürlich werde ich hingehen, wenn Sie es wünschen, Sir.“ (S. 14f)

‘My sister lives in the most modest way. As peers go we’re nobody in particular, as you know.’ The old gentleman smiled charmingly. ‘But then she is the widow—’

‘Quite so, sir.’

‘Which means that among her brothers-in-law—’

‘Clearly, sir. You would like me to go down?’

The Assistant-Commissioner sighed unhappily. ‘It is difficult, isn’t it? And, you know, you look a bit tired.’ This was outrageous, but true. ‘And you can’t always be after those whopping big affairs. A man who manages in a twelve-month to fight a battle on a Scottish moor, and get wrecked on a desert island, and—’

‘Of course I’ll go if you wish it, sir.’

Der Vizepräsident berichtet die näheren Einzelheiten: Beim ersten Mal wurde ein wertvolles Reitpferd gestohlen; beim zweiten Mal wurde das Reitpferd zurückgebracht und dafür der wertlose Droschken Gaul entführt – ein Vorgang, der durchaus Anlass zum Denken gibt.

„[...] Auf jeden Fall war Maiglöckchen kein wertvolles Pferd.“

„Um Züchtung, Stammbaum oder dergleichen konnte es nicht gehen? Als Deckhengst?“

„Um Gottes willen, Mann! Bodfish – ich meine Maiglöckchen – war nicht – hm – diese Art Pferd.“ (S. 16f)

‘[...] Anyway, Daffodil was not a valuable horse.’

‘There could be no question of pedigree, stud purposes – that sort of thing?’

‘Good Heavens, man! Bodfish – I mean Daffodil – wasn’t – um – that sort of horse.’

Hier kann man das delikate Gemüt des Vizepräsidenten bewundern, der das Wort Kastration nicht einmal bei einem Pferd in den Mund nehmen will.

Laut Lady Carolines Einschätzung war Maiglöckchen schwachsinnig, sofern dieser Begriff bei einem Pferd anwendbar ist. Andererseits pflegte Maiglöckchen, sobald Mensch in seiner Nähe eine Zahl äußerste, ebenso oft mit dem Huf aufzustampfen; ja, es verübte dieses Kunststück sogar, wenn man die Zahl nur dachte. Appleby steht nun vor der Wahl, Maiglöckchen als ehemaliges

Zirkuspferd oder als Fall von Hyperästhesie, wenn nicht gar Telepathie einzuschätzen.

Daraufhin konferiert Appleby in York mit seiner schrulligen, aber geistig wiefen Tante Miss Appleby, im Verein mit Lady Caroline und deren Gesellschafterin Maidment. Hier erfährt er, dass die entführte Lucy drei Persönlichkeiten ihr eigen nennt: Es handelt sich um die Kleine Lucy, die Kranke Lucy und die Richtige Lucy, die abwechselnd die Kontrolle über den Körper übernehmen. Ein ruchloser Mensch soll sie mit dem Versprechen, sie nach Capri zu fahren, auf ein Schiff gelockt haben.

Appleby sah seine Tante mit großen runden Augen an – so, wie Sherlock Holmes seinen Bruder, den distanzier-ten und quintessentiellen Detektiv, betrachtet haben mag. „Capri“, sagte er. „Sicherlich. Und sagtest du Dissoziati-on?“

„Ja. Was man manchmal Persönlich-keitsspaltung nennt.“

„Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, sagte Lady Caroline. „Oder nehmen wir Miss Maidment. Maidment, stellen Sie sich

vor, daß Sie leidenschaftlich einen Ihnen untersagten Genuß begehren.“

Miss Maidment rutschte auf ihrem Sitz hin und her – doch ganz und gar nicht so, als ob es ihr gelänge, der Aufforderung Folge zu leisten.

„Und stellen Sie sich ferner vor, daß Sie zur gleichen Zeit ein Gewissen besitzen, das Ihnen einen solchen Genuß verbietet. Sie werden von widersprüchlichen Kräften hin und her gerissen. Sie sind wie die Seelen der Toten in den alten Kirchenfenstern: Die Engel zerren an Ihren Haaren und die Teufel an Ihren Zehen. Sie können mir folgen, Maidment?“

Miss Maidment gab einen unentschiedenen Ton von sich; er trug dem theologischen Tenor der Bemerkungen ihrer Arbeitgeberin dadurch Rechnung, daß er ein wenig fromm klang.

„Die Belastung ist groß, und Sie geben nach. Sie geben in der Mitte nach, und wo zuvor eine Maidment war, sind es nun zwei.“ Lady Caroline runzelte die Stirn; sie schien den Gedanken unangenehm zu finden. „Aber natürlich haben

Sie nach wie vor nur einen Körper. Die beiden Persönlichkeiten teilen sich ihn, und jede ergreift zeitweilig ganz Besitz davon. Auf diese Weise wechseln sich die dissolute und die puritanische Maidment ab, und ein gewisses Ausmaß von nervöser Belastung entfällt damit. Sie verstehen, Maidment?“

Miss Maidment gab wieder einen Ton von sich; dann fand sie – unerwartet – Worte. „Ich verstehe es nicht, nein. Es hört sich für mich eher an, als wäre man von bösen Geistern besessen.“ (S. 58f)

Appleby was looking round-eyed at his aunt – much as Sherlock Holmes must have looked at his brother, the remote and quintessential detective. ‘Capri,’ he said, ‘–to be sure. And did you say dissociation?’

‘Yes. What is sometimes called multiple personality.’

‘Dr Jekyll and Mr Hyde,’ said Lady Caroline. ‘Or consider Miss Maidment. Maidment, suppose yourself passionately to desire some unlawful delight.’

Miss Maidment wriggled on her seat – but not at all as if she were contriving to obey this injunction.

‘And consider yourself as having, at the same time, a conscience which forbids such indulgence. You are torn between conflicting forces. You are like the souls of the dead in the old stained-glass windows; the angels are tugging at your hair and the devils at your toes. You follow me, Maidment?’

Miss Maidment made an indecisive noise; it acknowledged the theological trend of her employer’s remarks by being faintly devotional in tone.

‘The strain is great, and you let go. You let yourself go in the middle; and where there was one Maidment there are now two.’ Lady Caroline frowned, apparently finding this a displeasing thought. ‘But of course you still have only one body. The two personalities share it, each taking sole possession for a time. In this way the licentious and the puritanical Maidment each gets her turn, and a certain degree of nervous

conflict is thus eliminated. You see, Maidment?’

Miss Maidment again made a noise; then – unexpectedly – she contrived speech. ‘I don’t understand it at all. It sounds to me much more like being possessed by evil spirits.’

Um das Maß voll zu machen, kommt es zu einem dritten Diebstahl, der Applebys Dafürhalten nach mit den anderen beiden in Zusammenhang steht: Ein Haus in Bloomsbury, das in abergläubischen Zeiten eine Hexe namens Hannah Metcalfe beherbergt haben soll, ist über Nacht verschwunden – und mit ihm eine andere Hannah Metcalfe, die heutige Nachfahren der damaligen, hochberühmten Hexe.

Appleby & Hudspith bringen in Erfahrung, auf welches Schiff das „Material“ verbracht worden ist und buchen ebenfalls eine Passage. Hier treffen sie den skrupellosen Einkäufer Beaglehole sowie den fanatischen Talentsucher Emery Wine, die anscheinend mit vereinten Kräften die außergewöhnlichsten Begabungen zusammensuchen und außer Landes bringen. Hudspith,

der sich als begabter Simulant entpuppt, muss einen Visionär geben, um von Wine akzeptiert zu werden.

Auf dem Schiff gastiert auch eine Italienerin namens Eusapia, die über bemerkenswerte Talente verfügt.

Es war weiß und undeutlich, wie ein Hauch, ein Dunst; es wurde substantieller und hätte eine Taube sein können; es kreiste über Eusapias Haupt und richtete sich auf, wie kein Vogel es vermochte. Das Ding bebte, vibrierte, hob und senkte sich wie eine Kugel auf der Spitze einer unsichtbaren Fontäne. In einer Spirale stieg es nach außen und oben, fiel wie ein Stein herab und verschwand, zeigte sich wieder reglos in der Luft etwa drei Fuß vor Eusapias Knien; in hohem Bogen stieg es auf und hing in derselben Entfernung über ihrem Kopf. Wieder kreiste es. Eusapias Hände, blaß wie Akazienblüten, lagen ohne Bewegung auf dem schwarzen Stoff ihres Rocks.

Appleby saß ebenso still wie das Mädchen unter ihm. Sein Puls war nicht

ganz normal; seine Kopfhaut fühlte sich irgendwie eigenartig an; es war beinahe gewiß, daß ein Chemiker in seinem Blutkreislauf Substanzen entdeckt hätte, die vor wenigen Augenblicken noch nicht dagewesen waren. Was interessant war – denn er hatte ohne andere Regung als vielleicht ein beiläufiges sexuelles Interesse das Mädchen zu beobachten begonnen; sicherlich ohne irgendeine Erwartung, etwas Übernatürliches zu sehen. Und doch war die Vorstellung – die Vorstellung in einem seltsam leeren Theater – unmittelbar erfolgreich gewesen. Es ist eigenartig leicht, zu magischen Bewußtseinsbenen vorzudringen. (S. 97)

It was white and faint, like a puff of vapour; it took more substance and might have been a dove; it circled above Eusapia's head and poised itself as no bird could do. The thing trembled, vibrated, rose and fell like a ball held in the jet of an invisible fountain. It spiralled upwards and outwards, dropped like a stone and disappeared, showed

itself again motionless in air some three feet before Eusapia's knees; it rose in an arc and hung at the same distance above her head. Again it circled. Eusapia's hands, pale as acacia flowers, lay motionless on the black stuff of her dress.

Appleby sat as still as the girl below him. His pulse was not quite normal; there was an unusual sensation in the scalp; almost certainly a chemist would find in his bloodstream elements not present a few moments before. Which was interesting – for he had fallen to watching the girl with nothing more perhaps than a fleeting sexual interest; certainly with no expectation of the uncanny. And yet the performance – this performance in a strangely empty theatre – had instantaneously worked. It is strangely easy to penetrate to magical levels of the mind.

Nachdem Applebys erstes Erstaunen über dieses Phänomen abgeklungen ist, schmiedet er sich eine naturwissenschaftlich plausible Erklärung dafür zurecht.

In langen Gesprächen mit dem mittel-samen Wine kommt Appleby zu dem Schluss, dass sein Gastgeber nach nichts weniger als der Weltherrschaft strebt. Er will offenbar ein Monopol auf dem Gebiet der übernatürlichen Phänomene erringen und damit eine pseudoreligiöse Bewegung ins Leben rufen, die die Menschheit wie im Sturm erobern soll. Wie jeder gute Messias glaubt Wine selbst an das Übernatürliche, was ihm einerseits eine besondere Authentizität verleiht, was ihm andererseits aber gegenüber dem skeptischen Appleby eine Schwäche offenbart.

Wine erklärt den Kern seiner Weltanschauung:

„[...] Wenn es tatsächlich Geister gibt, so sind es Geister innerhalb der Natur und sie lassen sich der Naturgesetzlichkeit zuordnen. [...]“ (S. 130)

‘[...] If there are, in fact, ghosts, then ghosts are in nature and to be brought within the rule of natural law. [...]’

Wie es sich zeigt, führt die Reise nach Südamerika und dort den Amazonas stromauf, bis zu einer kleinen Inselgruppe inmitten schierer Wildnis und unberührter Indianerstämme. Von hier aus will Wine sein mystisches Weltreich errichten.

Im ersten Teil von *Der Fall Maiglöckchen* ist der Roman ein Musterbeispiel subtiler Ironie, wie sie Michael Innes so vorzüglich beherrscht. Im Lauf der Überfahrt ändert sich langsam der Charakter der Erzählung; er wird ernsthafter, philosophischer und dramatischer. Mit der Ankunft auf der Inselgruppe ist der Roman dabei, ins Überzogene und Unglaubwürdige abzugleiten, was der Autor allerdings mit einem schier furiosen Finale wieder gut macht.

Der Fall Maiglöckchen ist im Jahr 1942 erstmals erschienen, als ein scheinbar Verrückter mit einer zusammengeschusterten Ideologie nach der Weltherrschaft zu greifen versuchte – und das mit einem völlig unerwarteten, konsternierenden Erfolg. Der Roman nimmt ganz offensichtlich darauf Bezug, indem er versucht, die Faszination des Irrsinns zu ergründen.

Daneben will Michael Innes aber auch einen dramatischen Abenteuerroman schreiben; nachdem sich etliche einer Kollegen mit dem Dunklen Herz Afrikas versucht haben, fahndet Innes in den Urwäldern Südamerikas nach den geheimnisvollen Abgründen der menschlichen Seele.

Ein Kriminalroman sollte *Der Fall Mai-glöckchen* natürlich auch werden. Hudspith erklärt Appleby die Funktionsweise dieser Literaturgattung.

„[...] Lesen Sie Kriminalromane?“

„Um Gottes willen! Was sind das für Fragen? Nein, ich habe seit Jahren keinen Kriminalroman mehr gelesen.“

„Ich lese ziemlich viele. Erholsam, finde ich.“ Hudspith hatte das Licht ausgemacht und sprach aus dem Dunkel. „Sie lenken einen ganz vom Alltag ab, wenn man in meinem Beruf arbeitet.“

„Verstehe. Keine entehrten Mädchen.“

„Nicht viele entehrte Mädchen. Verkauft sich nicht. Wieviele Leute, würden Sie sagen, haben Kriminalromane geschrieben?“

Appleby gähnte. „Hunderte, könnte ich mir denken.“

„Ganz recht – und manche davon haben Dutzende von Büchern verfaßt. Leute von bescheidener bis guter bis hervorragender Intelligenz. Einige Frauen sind wirklich ganz brillant; es gibt kein anderes Wort.“

„Was Sie nicht sagen. Hören Sie, Hudspith, es muß schon sehr spät sein.“

„Und hinter was sind all diese Hundertschaften von Leuten ständig her, würden Sie sagen?“

„Geld.“ Applebys Stimme war schläfrig, doch entschieden.

„Sie suchen ständig ein wirklich originelles Mordmotiv. Und hier haben wir eines. Ich werde ermordet, um den Zwecken der Erforschung außersinnlicher Wahrnehmungsmöglichkeiten zu dienen. Ermordet, um einen Geist herzustellen. Es ist ein genuin neues Motiv, und keiner hat je daran gedacht.“

„Wahrscheinlich kommt es schon irgendwo vor. Sie haben nur diese eine Geschichte nicht gelesen. Gute Nacht.“

„Aber ich habe noch nicht erklärt, was ich meine. Mit der Verschwendung, meine ich.“ Hudspiths Stimme fuhr fort, schwerfällig die Nacht zu durchdringen. „Hier haben wir ein perfektes Motiv für einen Kriminalroman, aber wir befinden uns in keinem.“

„Mein Lieber, Sie reden daher wie eine Figur von Pirandello. Schlafen Sie gut.“

„Wir befinden uns in einem Ragout aus Phantastik und konfusem Abenteuer, das gar kein richtiger Kriminalroman ist. Wir könnten von Michael Innes sein.“

„Innes ? Ich habe nie von ihm gehört.“
(S. 211f)

Do you ever read detective stories?’

‘Lord, lord! What sort of talk is this? No, I haven’t read a detective story for years.’

‘I read quite a lot. Recreative, I find them.’ Hudspith had switched off the light and was speaking out of the darkness. ‘They quite take one out of oneself, if one’s in my line.’

‘I see. No ruined girls.’

‘Not many ruined girls. They don’t sell. How many people would you say have written detective stories?’

Appleby yawned. ‘Hundreds, I should imagine.’

‘Quite so – and some of them have written scores of books. Folk with intelligences ranging from moderate through good to excellent. A couple of women are quite excellent; there’s no other word for them.’

‘Is that so? I say, Hudspith, it must be deuced late.’

‘And what would you say those hundreds of folk are constantly after?’

‘Money.’ Appleby’s voice, if sleepy, was decided.

‘They’re constantly after a really original motive for murder. And here one is. I’m being murdered to further the purposes of psychical research; murdered in order to manufacture a ghost. It’s a genuinely new motive, and none of them has ever thought of it.’

‘Probably someone has. You just haven’t read that particular yarn. Good night.’

‘But I haven’t explained what I mean. About waste, that is.’ Hudspith’s voice continued to come laboriously out of the night. ‘Here is a perfect detective-story motive, and yet we’re not in a detective story at all.’

‘My dear man, you’re talking like something in Pirandello. Go to sleep.’

‘We’re in a sort of hodge-podge of fantasy and harum-scarum adventure that isn’t a proper detective story at all. We might be by Michael Innes.’

‘Innes? I’ve never heard of him.’

Dass Michael Innes hier unter Berufung auf Pirandello einen Ausflug in die Metaliteratur wagt, steht fest. Eine ungeklärte Frage ist allerdings, ob *Der Fall Maiglöckchen* der Phantastik zuzuordnen ist oder nicht. Der Autor vermeidet es bewusst, sich genau festzulegen und überlässt die Deutung den beiden Kriminalbeamten, die sich allerdings nicht immer einig werden. Zwischen der einen Interpretation, dass es übernatürliche Phänomene gibt, und der entgegengesetzten, dass sich alles auf naturwissenschaftlichem Weg erklären ließe, eröffnet sich

auch der Mittelweg, der von besonderer psychischer Sensibilität spricht, der sowohl der Urheber als auch der Beobachter der Phänomene unterworfen sein könnten.

Der Fall Maiglöckchen ist auch als Sammlung übernatürliche Phänomene zu verstehen. Die dissoziative Identitätsstörung beispielsweise, früher auch multiple Persönlichkeitsstörung genannt, wurde bereits im neunzehnten Jahrhundert beschrieben und damals mit Schlafwandeln, Hypnose, Spiritualismus und Parapsychologie in Verbindung gebracht.

PIERRE MARTIN

Madame le Commissaire

und die Mauer des Schweigens

EIN PROVENÇE-KRIMI



**SPIEGEL
Bestseller
Platz 1**

KNAUR ✪

Pierre Martin

***Madame le Commissaire 9: Madame le
Commissaire und die Mauer des
Schweigens. Ein Provence-Krimi***

Knaur 52 676 (TB 368 S./€ 11,99)

München 2023

Genre: Krimi

„Meine Bauarbeiter sind auf ... auf Knochen gestoßen. Genau genommen handelt es sich um ein komplettes Skelett ... also, wie soll ich es beschreiben, mit einem Totenschädel und mit allem, was dazugehört. Echt gruselig. Ich komm gerade von der Baustelle.“ (S. 9)

Madame le Commissaire Isabelle Bonnet von der Police nationale hat in dem friedlichen Städtchen Fragolin in der schönen Provence normalerweise nicht viel zu tun, ebenso wie ihr Assistent, der schrullige Sous-Brigadier Eustache Apollinaire.

Zur Zeit soll ein altes Haus abgerissen und an seiner Stelle ein neues Gemeindezentrum errichtet werden. Doch die Arbeiten stocken, denn die Bürgermeisterin Chantal Lefevre muss berichten, dass in der

Garage, verborgen hinter einer offenbar später errichteten zweiten Mauer, ein Skelett gefunden wurde.

Natürlich ist der lästige Capitaine Briand von der örtlichen Gendarmerie sofort zur Stelle und will den Fall an sich reißen; aber da ist er bei Isabelle an die Falsche geraten.

„Capitaine, noch einen Schritt weiter und Sie haben eine Dienstaufsichtsbeschwerde am Hals. Sie behindern die *Police nationale* bei der Ermittlung in einem Tötungsdelikt.“ (S. 14)

Der Rechtsmediziner Docteur Franell hat nämlich festgestellt, dass der vormals Lebende einem Mord zum Opfer gefallen ist, verursacht durch einen starken Schlag auf den Schädel. Franell konstatiert, dass die Tat vor zehn bis zwölf Jahren begangen wurde, und dass es sich um einen Mann mittleren Alters handelt. Da sich an dem Skelett keine Kleidung befindet, muss die Leiche nackt eingemauert worden sein.

Damals gehörte das Haus einem gewissen Richard Levis, der seit einigen Jahren in Marokko wegen Drogenhandels einsitzt,

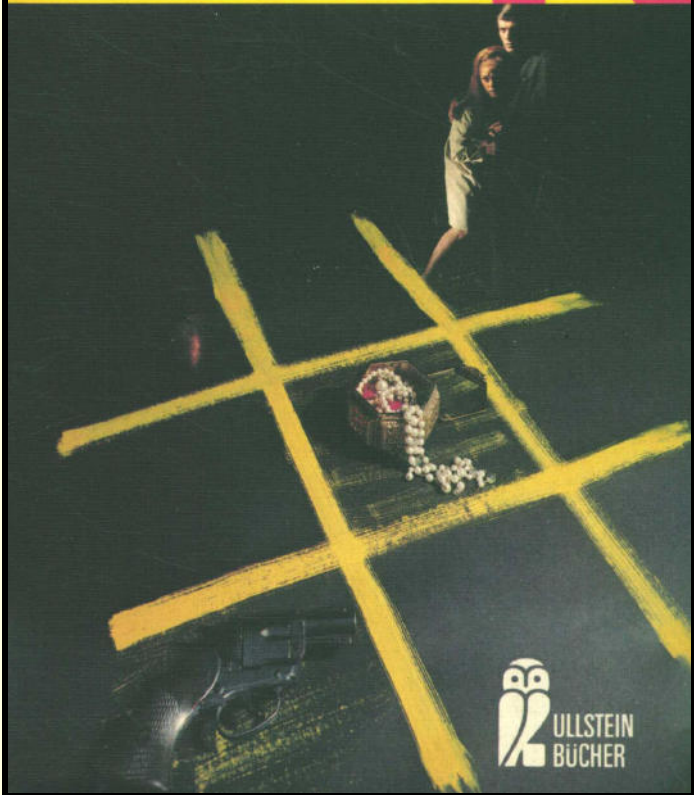
was die Ermittlungen nicht gerade erleichtert.

Madame le Commissaire und die Mauer des Schweigens ist ein unterhaltsamer Krimi mit viel Lokalkolorit aus Frankreichs sonnigem Süden.

JAMES HADLEY CHASE

Zu hoch hinaus

Action-Thriller



**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Zu hoch hinaus

(You've Got It Coming, 1955)

Ullstein 01 930 (TB 150 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1978

Aus dem Englischen von Robert E. Maaß

Genre: Krimi

„Hättest du gern eine Million Dollar?“
fragte er weiter, und seine Finger
schlossen sich fest um ihr Handgelenk.

„Klar“, lachte sie gepreßt, „und wann
wirst du Präsident der Vereinigten Staa-
ten?“ In seinen Augen war ein Aus-
druck, der sie erschreckte.

„Mir ist es Ernst, Glorie“, sagte er.
„Darüber würde ich nie Witze reißen.
Ich weiß, wie ich drei Millionen Dollar
in die Hände kriegen kann. Wenn ich
jemand finde, der mitmacht, könnte ich
wenigstens eine Million herausschla-
gen, vielleicht mehr.“

„Aber Liebling –“

„Ich weiß. Gut, reg dich nicht auf.
Schau mich nicht so entsetzt an. Ich
hab' das Klinkenputzen gründlich satt

und in den letzten Tagen viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Du hattest recht, auch als Flugkapitän hatte ich keine große Zukunft. In dieser Welt gibt es nur zwei Sorten von Menschen: die Schlaunen, die reich werden, und die Dummen, die arm bleiben. Ich war lange genug einer von den Dummen. Jetzt wechsele ich zu den Schlaunen über. Ich weiß, wo ich drei Millionen Dollar kriegen kann, und ich werde mir diese drei Millionen nehmen.“ (S. 15)

Harry Griffin ist Flugkapitän bei der Californian Air Transport Corporation auf der Strecke von Los Angeles nach San Francisco. Weil jedoch ausgerechnet sein Chef mit an Bord ist, als er betrunken ein Flugzeug steuern will, wird er fristlos gefeuert.

Hier erläutert er gerade seiner Lebensgefährtin Glorie Dane, wie er sich an der Fluggesellschaft rächen will.

„Am 25. dieses Monats“, sagte Harry, „wird eine Sendung Diamanten in einer Maschine der Californian Air Transport Corporation nach San Francisco geflo-

gen; dort wird sie nach Tokio verfrachtet. Ich bin im Bilde, weil ich diese Maschine hätte fliegen sollen. Die Diamanten sind drei Millionen Dollar wert. Ich werde sie mir greifen.“ (S. 17)

Glorie ist entsetzt, als sie von dem Plan hört, Diamanten im Wert von drei Millionen Dollar zu stehlen. Als ihr aber klar wird, dass sich Harry auf keinen Fall abbringen lassen wird, bemüht sie sich, den Diebstahl wenigstens wasserfest zu machen. Von Glorie geschminkt und verkleidet, soll Harry als Mr. Green auftreten, sich auffällig bemerkbar machen und in dieser Maske auch den Diebstahl begehen. Unterdessen will Glorie durch die USA reisen und überall Postkarten aufgeben, die Harry als angeblicher Handelsvertreter geschrieben hat.

Weil Harry den Plan nicht allein ausführen kann, kontaktiert Glorie den Gangsterboss Ben Delaney, einen ihrer früheren Verheiratheten, der nicht nur die Ware gegen fünfzigtausend Dollar abnehmen, sondern auch noch drei Helfer stellen soll. Gemeinsam will man das Flugzeug entführen, in der

Wüste landen und dann per bereitgestelltem Automobil über die Grenze nach Mexiko fahren. Aber dieser so gut ausgeklügelte Plan geht doch schrecklich schief, weil sich unerwartete Vorfälle ereignen.

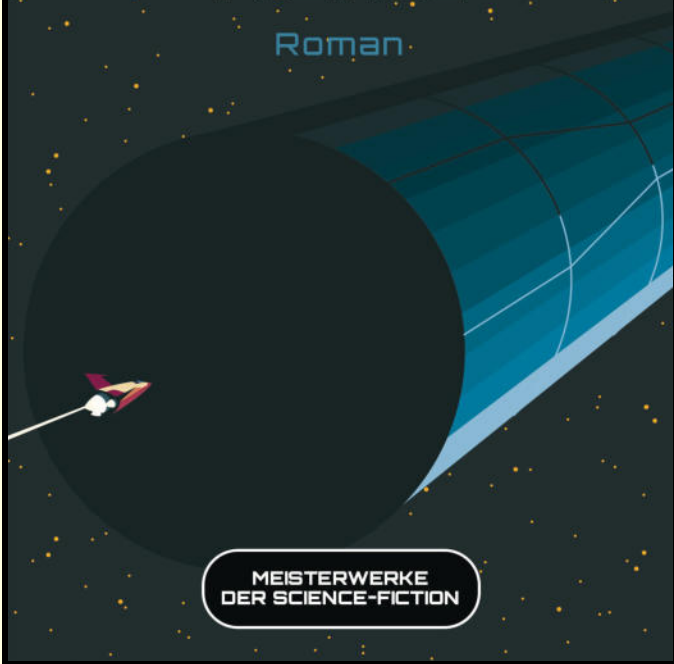
Zu hoch hinaus ist ein spannender Thriller mit einer ausgeklügelten Handlung. Leider häuft James Hadley Chase dabei zu viele Unwahrscheinlichkeiten aufeinander – dass Glorie ausgerechnet einen Gangsterboss kennt, beispielsweise –, so dass der Roman leider etwas unglaubwürdig wirkt.

HEYNE <

Arthur C. Clarke

Rendezvous mit Rama

Roman



***Clarke, Arthur C.: Rendezvous mit Rama**

Arthur C. Clarke [Arthur Charles Clarke, 1917–2008]

Rendezvous mit Rama

(*Rendezvous with Rama*, 1972)

Heyne 32 290 (TB 382 S./€ 12,00)

München 2023

Aus dem Englischen von Roland Fleissner

Genre: Science Fiction

Um das Jahr 2130 entdeckten die Radarstationen auf dem Mars pro Tag etwa ein Dutzend neue Asteroiden. Die Computer von Spaceguard berechneten automatisch ihre Umlaufbahnen und speicherten die Informationen in ihren riesigen Datenbanken, sodass jeder interessierte Astronom alle paar Monate die neuesten Statistiken abrufen konnte. Das Datenmaterial war mittlerweile recht beeindruckend. (S. 20)

By the year 2130, the Mars-based radars were discovering new asteroids at the

rate of a dozen a day. The SPACEGUARD computers automatically calculated their orbits and stored the information in their own enormous memories, so that every few months any interested astronomer could have a look at the accumulated statistics. These were now quite impressive.

Wir befinden uns im zweiundzwanzigsten Jahrhundert, in dem die Menschheit bereits die bewohnbaren Planeten des Sonnensystems besiedelt hat.

Unter den vielen Asteroiden, die jährlich beobachtet werden, befindet sich diesmal ein besonderes Objekt.

Das Objekt, das zunächst nach Jahr und Rang seiner Entdeckung als 31/439 katalogisiert wurde, entdeckte man, als es sich noch außerhalb der Umlaufbahn des Jupiters bewegte. Diese Ortung war keineswegs ungewöhnlich, denn viele Asteroiden wanderten bis über den Saturn hinaus und kehrten dann wieder zu ihrer fernen Herrin, der Sonne, zurück. Thule II, der am weitesten von al-

len hinausstreunte, wanderte so dicht an Uranus vorbei, dass er sehr leicht ein verloren gegangener Mond dieses Planeten sein konnte. (S. 21)

The object first catalogued as 31/439, according to the year and the order of its discovery, was detected while it was still outside the orbit of Jupiter. There was nothing unusual about its location; many asteroids went beyond Saturn before turning once more toward their distant master, the Sun. And Thule II, most far-ranging of all, traveled so close to Uranus that it might well be a lost moon of that planet.

31/439, wie man den Asteroiden ursprünglich nennt, befindet sich nicht auf einer Umlaufbahn um die Sonne, sondern kommt aus den Weiten des Alls und steuert direkt auf unser Sonnensystem zu. Rama, wie man das Objekt schließlich nach einer indischen Gottheit nennt, ist zylinderförmig, misst fünfzig Kilometer in der Länge und zwanzig im Durchmesser. Da Rama in vier Minuten eine Rotation um seine Achse vollendet,

folgert man, dass er hohl sein und ein Gewicht von zehn Millionen Tonnen haben muss. Am Bemerkenswerten ist aber seine strenge geometrisch Form, die nicht zufällig entstanden sein kann: Rama wurde von außerirdischen Intelligenzen geformt und stellt vermutlich ein gigantisches interstellares Raumschiff dar.

Rama wird entweder das Sonnensystem durchqueren und wieder in den Weiten des Alls entschwinden oder in der Sonne verglühen; in beiden Fällen ist die Zeit, in der man Rama erkunden kann, eng bemessen. Daher rüstet man das Raumschiff Endeavour unter Leitung von Commander Bill Norton aus, um auf einem Pol von Rama zu landen.

Dort entdecken die Raumfahrer ein großes Rad, das sich herausziehen und drehen lässt. Durch einen langen Tunnel, möglicherweise eine Art Luftschleuse, gelangt man ins Innere von Rama.

Der Landschaftstubus um ihn herum bestand aus Flecken von Licht und Schatten, die Wälder sein konnten, Felder, zugefrorene Seen oder Städte; die

Entfernung und das schwindende Licht der Leuchtkugel machten eine eindeutige Bestimmung unmöglich. Schmale Linien konnten Autobahnen, Kanäle oder begradigte Flüsse sein, sie bildeten einen schwach erkennbaren geometrischen Raster. Und weit hinten, am Ende seines Sichtbereichs, zeigte sich im Mittelpunkt des Zylinders ein Band von noch größerer Schwärze. Es bildete einen exakten Kreis, einen Ring um das Innere dieser Welt. Norton fühlte sich plötzlich an den mythischen Okeanos erinnert, das Meer, das nach den Vorstellungen der Antike die Erde umgab.

Hier handelte es sich möglicherweise um eine noch seltsamere See – keine kreisförmige, sondern eine zylindrische. Gab es in ihr, ehe sie in der interstellaren Nacht gefror, Wellen, Gezeiten, Strömungen – und Fische?

Die Leuchtkugel flackerte und erlosch, der Augenblick der Offenbarung war vorüber. Aber Norton wusste, dass diese Bilder bis an sein Lebensende in sein Gehirn eingebrannt sein würden. Welche Entdeckungen die Zukunft auch

bringen mochte, diesen ersten Eindruck würden sie niemals überstrahlen können. Und das historische Privileg, als erster Mensch einen Blick auf das Werk einer fremden Zivilisation geworfen zu haben, würde ihm niemand streitig machen können. (S. 62f)

The tube of landscape that enclosed him was mottled with areas of light and shade that could have been forests, fields, frozen lakes, or towns; the distance, and the fading illumination of the flare, made identification impossible. Narrow lines that could be highways, canals, or well-trained rivers formed a faintly visible geometrical network; and far along the cylinder, at the very limit of vision, was a band of deeper darkness. It formed a complete circle, ringing the interior of this world, and Norton suddenly recalled the myth of Oceanus, the sea that, the ancients believed, surrounded the Earth.

Here, perhaps, was an even stranger sea—not circular, but *cylindrical*. Before it became frozen in the interstellar

night, did it have waves and tides and currents—and fish?

The flare guttered and died; the moment of revelation was over. But Norton knew that as long as he lived these images would be burned in his mind. Whatever discoveries the future might bring, they could never erase this first impression. And history could never take from him the privilege of being the first of all mankind to gaze upon the works of an alien civilization.

Die Raumfahrer erforschen Rama und versuchen, soweit es in ihren Möglichkeiten steht, die fremdartigen Phänomene zu verstehen. Biomechanische Lebensformen erwachen und führen mysteriöse Arbeiten durch. Als die Bioroboter sich schließlich wieder zur Ruhe begeben, wissen die Raumfahrer, dass es Zeit wird, Rama zu verlassen.

Das Raumfahrzeug nähert sich, geschützt von einem Energieschild, der Sonne, schwingt um sie herum und treibt wieder ins All hinaus.

Norton überkommt die Erkenntnis, dass die Erbauer von Rama, die Ramaner, eine Vorliebe für die Zahl Drei haben – es könnte daher sein, dass noch zwei weitere Raumfahrzeuge zu erwarten sind.

Im Mittelpunkt von *Rendezvous mit Rama* steht keine dramatische Handlung, ebenso wenig wie es dem Autor um psychologische Probleme der Raumfahrer geht. Arthur C. Clarke widmet seinen Roman ganz allein den Wundern einer ungeheuer fortgeschrittenen, für Menschen so gut wie unverständlichen Technologie, die er so akribisch und detailreich beschreibt, dass *Rendezvous mit Rama* eine Besonderheit innerhalb der Science Fiction darstellt, einen Spezialfall des Sense of Wonder.

Auch für den Leser bleibt Rama bis zum Schluss rätselhaft: Wozu wurde dieser riesige Zylinder gebaut, wenn er nur von Servicepersonal bewohnt wird? Wohin führt ihn seine Reise? Soll er die Passagiere erst am Ziel aufnehmen oder führt er sie etwa schon in Form von Genmaterial, das erst noch zum Leben erweckt werden soll, mit sich?

Und wozu dient der Schwenk um die Sonne? Kinetische Energie aufzunehmen, wie am Ende angedeutet wird, kann nicht der Sinn der Sache sein, denn was das Raumschiff beim Annähern an die Sonne infolge der Gravitation an Geschwindigkeit gewinnt, verliert es wieder beim Entfernen. Es wäre höchstens denkbar, dass das Raumschiff in größter Sonnennähe eine andere Art von Energie aufnimmt. Da man aber davon ausgehen kann, dass ein so fortschrittliches Objekt wenigstens mit Fusionsreaktoren und einer mehr als ausreichenden Menge von Brennstoff ausgerüstet ist, muss auch diese Hypothese ausgeschlossen werden.

Rama ist und bleibt rätselhaft. Die Fortsetzungen, die Gentry Lee in Zusammenarbeit mit Arthur C. Clarke verfasst hat, waren ursprünglich nicht geplant und können daher nicht zur Deutung des vorliegenden Werks dienen.

Der Roman erschien auf Deutsch erstmals 1975 unter dem eigenwilligen Titel *Rendezvous mit 31/439* im Marion von Schröder Verlag. Auf dem Backcover der vorliegenden Ausgabe hat man versehent-

lich das Auftauchen von Rama um hundert Jahre vorverlegt.



Tracy Deonn

Legendborn 2: Das geheime Erbe

(Bloodmarked, 2022)

Heyne 32 250 (PB 766 S./€ 17,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Beate
Brammertz**

Genre: Phantastik

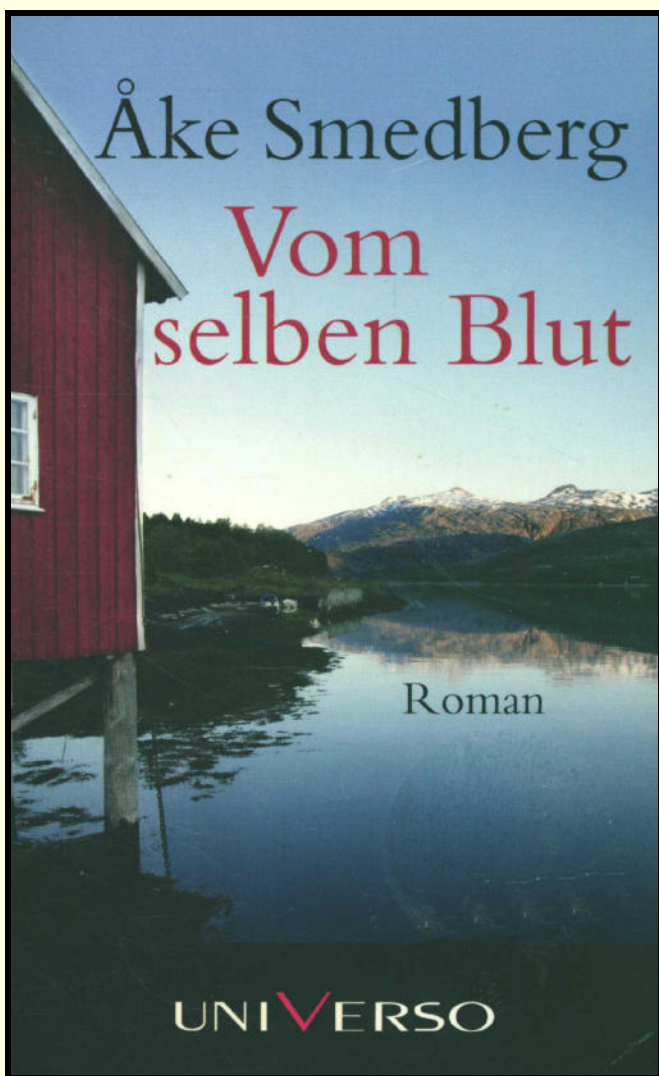
Vor einem Monat, tief unter dem Campus der University of North Carolina (UNC), wurde die Seele von König Artus Pendragon zum Leben erweckt – in *mir*, seinem wahren Erben. Sein Erwachen gilt als Zeichen, dass Camlann, der uralte Krieg zwischen den Legendborn und den Shadowborn, erneut ausgebrochen ist. Und gleich am nächsten Tag haben die Regenten, die gegenwärtigen Anführer des Ordens der Tafelrunde, uns befohlen ... einfach nichts zu unternehmen. Wir sollen den Unterricht besuchen, Klausuren schreiben, sogar auf Partys gehen, wenn man uns einlädt. Wir können es uns nicht leisten, Aufmerksamkeit auf die Bruderschaft – oder mich – zu ziehen, während der

Geheimdienst der Regenten Informationen über unsere Feinde und Nicks Entführung durch einen namhaften, treu ergebenen Diener sammelt. Bis auf Weiteres wurde den Legendborn aufgetragen, abzuwarten und Däumchen zu drehen. (S. 21f)

In Amerika gibt es die Bruderschaft der Legendborn, die auf König Artus Pendragon zurückgeht, und niemand anders als die junge Briann Matthews ist Artus' erweckte Erbin persönlich. Die Aufgabe der Legendborn ist es, dem bösen Treiben der Shadowborn Einhalt zu gebieten.

Nun ist die ganze Macht der Legendborn gefordert, denn Isaac Sovenson, der üble Königsmagier, hat Nick, Brees Herzensfreund, zu finsternen Zwecken entführen lassen.

Das geheime Erbe ist ein unterhaltsamer Roman aus dem Genre der immer noch sehr beliebten Urban Fantasy.



Åke Smedberg

Vom
selben Blut

Roman

UNI **V**ERSO

Åke Smedberg

Vom selben Blut

(Blod av mitt blod, 2005)

Universo (TB 282 S./€ 8,95)

Langenfeld 2010

**Aus dem Schwedischen von Christine
Heinzius**

Genre: Krimi

„Erinnerst du dich daran, dass du gefragt hast, ob mir vorher irgendetwas an Lasse aufgefallen war? Und ich habe gesagt, dass er genau wie immer gewesen ist? Das stimmte nicht, selbst wenn er nicht direkt krank gewirkt hat. Aber er war auch nicht so wie sonst, seit einem Monat. Er stand irgendwie unter Druck. Er hat nie etwas davon erzählt. Aber ich habe es natürlich gespürt. Es war einfach so, dass irgendetwas nicht stimmte.“ (S. 30)

Der Polizist Lasse Henning ist an einem Herzinfarkt gestorben. Bei der Beerdigung treffen sich Lasses Exfrau Eva mit ihren beiden Söhnen, Lasses zweite Frau Gisela

und Lasses bester Freund, der Journalist John Nielsen.

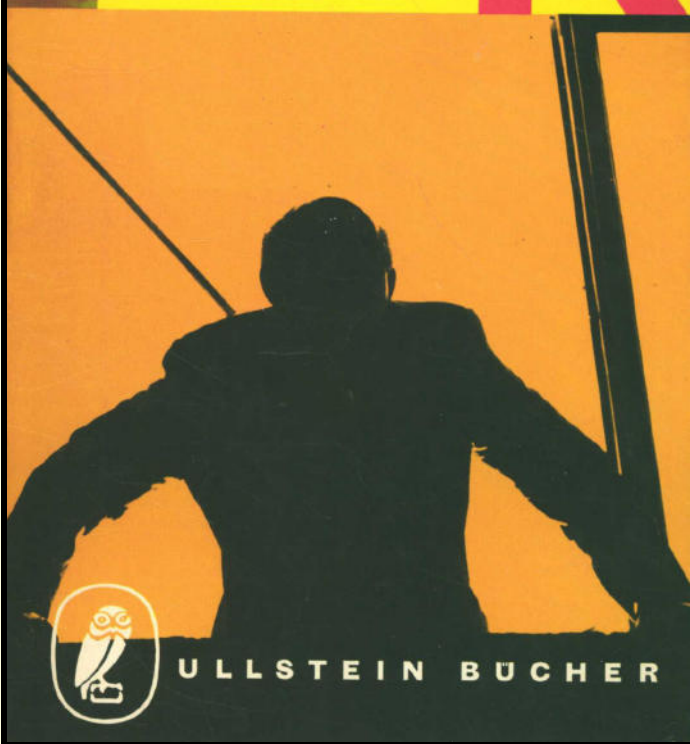
Zwar hat der Hausarzt einwandfrei festgestellt, dass Lasse eines natürlichen Todes gestorben ist, aber Gisela erzählt John, dass Lasse sich in der Zeit vor seinem Ableben sehr seltsam benommen hat, als ob er große persönliche Probleme hätte. Damals wollte er seiner Frau nichts erzählen, und jetzt ist es zu spät. Aber Gisela hat ein Foto gefunden, auf dem Lasse mit einer unbekanntem jungen Frau zu sehen ist, und sie bittet daher John, Nachforschungen über Lasses geheimes Leben anzustellen. Und John Recherchen führen ihn auf die Spuren eines schrecklichen Verbrechens.

Vom selben Blut ist ein typischer unterhaltsamer skandinavischer Kriminalroman.

Erle Stanley Gardner

Ärger wegen Frances

KRIMINALROMAN



***Gardner, Erle S.: Ärger wegen Frances**

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 2: Ärger wegen Frances

(The Case of the Sulky Girl, 1933)

Ullstein 00 878 (TB 192 S./DM 2,20)

Frankfurt/M Berlin 1962

Aus dem Amerikanischen von E. C. Wild

Genre: Krimi

Das Mädchen ging an der Sekretärin vorbei, die ihr die Tür offenhielt, und sah sich in dem Büro des Rechtsanwalts um. In ihren Augen war eine Spur von Schrecken zu bemerken.

Die Sekretärin schloß leise die Tür, und das Mädchen suchte sich einen altmodischen, hochlehnigen schwarzen Ledersessel aus. Sie setzte sich, schlug die Beine übereinander, zog den Rock über die Knie und sah auf die Tür. Einen Augenblick später zog sie den Rock wieder um einen Zentimeter hinauf und bemühte sich, genau den Effekt zu erzielen, den sie sich vorgestellt hatte. Dann lehnte sie sich zurück, so daß sich ihr goldblondes Haar vorteilhaft gegen

das glänzendschwarze Leder des großen Sessels abhob.

Wie sie so hilflos in dem geräumigen Büro saß, mußte sie Mitgefühl erregen, die Größe des Lederstuhls ließ sie ein wenig zwergenhaft erscheinen. Und doch hatte man den Eindruck, daß sie dies absichtlich so arrangiert hatte. Etwas zu katzenhaft hatte sie sich in rührender Hilflosigkeit plaziert. (S. 7)

The girl walked past the secretary who held the door open, and surveyed the law office with eyes that showed just a trace of panic.

The secretary gently closed the door and the girl selected an old fashioned, high-backed, black leather chair. She sat down in it, crossed her legs, pulled her skirt down over her knees, and sat facing the door. After a moment, she pulled the skirt up for an inch or two, taking some pains to get just the effect she wanted. Then she leaned back so that her spun-gold hair showed to advantage against the shiny black leather of the big chair.

She looked pathetic and helpless as she sat in the big office, dwarfed by the huge proportions of the leather chair. And yet there was something about her which gave the impression of having deliberately brought about that effect. There was a hint of feline efficiency in the care with which she had placed herself, in the very perfection of her helplessness.

Der erfolgreiche Strafverteidiger Perry Mason erhält Besuch von einer neuen Klienten namens Frances Celane, die sich perfekt in Szene zu setzen versteht. Frances ist dreiundzwanzig Jahre alt und hat von ihrem verstorbenen Vater Carl ein Millionenvermögen geerbt. Es ist allerdings testamentarisch verfügt, dass sie über das Erbe erst im Alter von siebenundzwanzig Jahren verfügen darf, und das auch nur, wenn sie nicht vor dem Alter von fünfundzwanzig Jahren heiratet. Ihr Vater hielt diese Maßnahmen für notwendig, weil Frances auf diese Weise lernen sollte, ihr wildes Temperament zu zügeln.

Das Geld verwaltet treuhänderisch ihr Onkel Edward Norton, ein äußerst pedantischer, emotionsloser Mensch, der fest entschlossen ist, Frances' Vermögen einer wohltätigen Institution zu spenden, sollte sie gegen die Bedingungen des Testaments verstoßen.

Nun möchte aber Frances so bald wie möglich die Liebe ihres Lebens, Rob Gleason, heiraten, und braucht deshalb Perry Masons Unterstützung, denn sie hofft, dass es diesem cleveren Anwalt gelingen könnte, ihren Onkel umzustimmen, so dass er die Heirat genehmigt. Perry Mason findet jedoch bald heraus, dass Frances in Wirklichkeit schon längst heimlich geheiratet hat, und dass sie aus diesem Grund von einem Unbekannten erpresst wird.

Aber dann nimmt die Geschichte eine dramatische Wendung.

Das Telefon klingelte beharrlich und herausfordernd weiter.

Mason gab einen ärgerlichen Laut von sich und nahm den Hörer ab.

„Hallo“, sagte er, „Sie sind falsch verbunden.“

Eine Stimme sagte: „Entschuldigen Sie, sind Sie Mr. Mason?“ „Ja“, antwortete Perry Mason irritiert.

„Einen Augenblick, bitte“, sagte die Stimme. Mason blieb am Apparat und hörte ein rasches Flüstern, dann die Stimme von Frances Celane: „Mr. Mason?“

„Ja.“

„Sie müssen sofort kommen.“

„Wohin kommen, warum?“ fragte er.
„Was ist los?“

„Heraus zu unserem Haus. Mein Onkel ist ermordet worden.“

„Was?“

„Er wurde eben ermordet.“

„Weiß man, wer es getan hat?“

„Man glaubt es zu wissen“, antwortete sie mit leiser, fast heimlicher Stimme.
„Kommen Sie rasch!“ Das Gespräch war zu Ende, auf der anderen Seite war eingehängt worden. (S. 32)

The telephone continued to ring insistently, imperatively.

Mason uttered an exclamation, turned to the telephone and picked up the receiver.

„Hello,” he said, „you’ve got the wrong number.”

A voice said: „I beg your pardon, sir, but is this Mr. Mason, the lawyer?”

„Yes,” said Perry Mason, irritably.

„Just a minute,” said the voice.

Mason held the telephone, and heard a swift whisper, then the voice of Frances Celane: „Mr. Mason?”

„Yes.”

„You must come at once,” she said.

„Come where, and why?” he asked.

„What’s the trouble?”

„Come out to the house,” she told him. „My uncle has just been murdered!”

„Has just what?”

„Has just been murdered!” she said.

„Do they know who did it?” he asked.

„They *think* they do,” she said, in a low, almost surreptitious voice. „Come at once!” and the line went dead as the receiver slipped into place on the other end of the wire.

Edward Norton, Frances' Onkel, ist an seinem Schreibtisch von hinten erschlagen worden. Sein Chauffeur Pete Devoe, bei dem ein blutiger Stock gefunden wurde, ist in stark alkoholisiertem Zustand verhaftet worden. Zur Zeit der Tat beziehungsweise kurz zuvor hielten sich im Haus des Opfers folgende Personen auf: Frances und ihr Ehemann Rob Gleason; Arthur Crinston, der Geschäftspartner des Opfers; Richter B. C. Purley; Don Graves, der Sekretär des Opfers; der Chauffeur Pete Devoe; und das Bedienstetenehepaar Mayfield.

Allerdings entlastet eine Zeugenaussage von Don Graves bald den Chauffeur, und als sich herausstellt, dass der Stock Eigentum von Rob Gleason ist, geraten Frances und ihr Ehemann ins Visier des Staatsanwalts, und das umso mehr, als Frances jetzt ungehindert über ihr Vermögen verfügen kann und daher Hauptnutznießerin des Todes ihres Onkels ist.

Zu Frances' Glück hat sie den Strafverteidiger Perry Mason engagiert, der schon so manchen Angeklagten vor der Todesstrafe bewahrt hat, weil er sich, wie er seiner netten Sekretärin Della Street erklärt, nicht

damit begnügt, im Gerichtssaal eine gute Figur zu machen.

Sie runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Mir paßt es nicht.“

„Was paßt Ihnen nicht?“

„Mir paßt es nicht, wie Sie sich einmischen. Warum können Sie nicht sitzen bleiben und Ihren Kram im Gerichtssaal erledigen?“

„Ich weiß es nicht bestimmt“, sagte er lächelnd. „Vielleicht ist es eine Krankheit.“

„Werden Sie nicht albern“, fuhr sie ihn an. „Andere Anwälte gehen in den Gerichtssaal, verhören die Zeugen und überlassen den Fall der Jury. Sie aber laufen herum und mischen sich selbst ein.“

„Andere Anwälte haben Klienten, die gehängt werden“, sagte er.

„Manchmal verdienen sie es.“

„Vielleicht. Kein einziger meiner Klienten wurde bis jetzt gehängt, und ich hatte auch keinen, der es verdient hätte.“

Sie sah ihn einen Augenblick lang an, dann lächelte sie, und ihr Lächeln war fast mütterlich.

„Sind alle Ihre Klienten unschuldig?“ fragte sie.

„Das sagen die Geschworenen“, antwortete er. „Und überhaupt fällen sie ja das Urteil.“

Sie seufzte und zuckte die Schultern.

„Sie haben gewonnen“, sagte sie und ging in das Vorzimmer zurück. (S. 102)

She frowned at him and shook her head.

„I don't like it,” she said.

„Don't like what?”

„Don't like the way you mix into these cases. Why can't you sit back and just do your stuff in a court room?” „I don't know. I'm sure,” he told her, smiling.

„Maybe it's a disease.”

„Don't be silly,” she told him. „Other lawyers walk into court and examine the witnesses and then put the case up before a jury. You go out and mix yourself into the cases.”

„Other lawyers,” he told her, „have clients who get hung.”

„Sometimes they deserve it,” she pointed out.

„Perhaps. I haven’t had one hung so far, and I haven’t had one who deserved it.”

She stood staring at him for a moment, then smiled, and there was something almost maternal in her smile.

„Are all your clients innocent?” she asked.

„That’s what the juries say,” he told her. „And after all, they’re the ones to judge.”

She sighed and shrugged her shoulders.

„You win,” she said, and went back into the outer office.

Ärger wegen Frances ist erst der zweite in einer langen Reihe von Kriminalromanen um den Strafverteidiger Perry Mason, die erst posthum 1973 mit der Nummer zweiundachtzig enden sollte.

Der Roman ist sehr dialoglastig, wobei sich die Figuren allerdings selten über Ne-

bensächlichkeiten unterhalten; vielmehr drehen sich die Gespräche stets um Sachfragen, und das häufig in einem Stil, als würde Perry Mason einen Zeugen im Gerichtssaal befragen. Auf diese Weise gelingt es Erle Stanley Gardner, eine ungewöhnlich hohe Spannung zu erzeugen. Trotz oder gerade wegen dieser knappen Darstellungen gelangen dem Autor prägnante Charakterisierungen, die er zum größten Teil aus den Dialogen herausarbeitet.

Die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung ist deshalb so besonders hoch, weil Gardner selbst Strafverteidiger von Beruf war und das *Procedere* aus dem FF beherrschte. Er vertrat hauptsächlich mittellose Klienten und gründete 1940 „The Court of Last Resort“, die erste Organisation ihrer Art, die unschuldig Verurteilten zu ihrem Recht zu verhelfen versuchte. Laut Wikipedia soll der Strafverteidiger und Medizinprofessor Earl Rogers (1869–1922) der von siebenundsiebzig Mordprozessen nur drei verlor, als Vorbild für Perry Mason gedient haben.

Diese äußerste Konzentration auf den Kriminalfall und seine Aufklärung, die Erle Stanley Gardner in *Ärger wegen Frances*

zeigt, ist in der heutigen Krimiliteratur nicht mehr denkbar. Da ein Unterhaltungsroman in der jetzigen Zeit wenigstens fünfhundert Seiten umfassen muss, sieht sich der Autor genötigt, eine große Menge an Füllmaterial einzubringen, von Informationen über das Privatleben der Kriminalisten über stimmungsvolle Landesbeschreibungen bis hin zur Schilderungen des Frühstücks. Und weil der Autor solche entschleunigenden Beschreibungen nicht aus dem Ärmel schütteln kann, sondern sich selbst erst in die passende Stimmung versetzen muss, verlangsamt sich das Tempo des gesamten Romans. Der Ermüdung des Lesers versucht man in der Regel vorzubeugen, indem dem Roman ein Prolog vorangestellt wird, in dem ein besonders grausiges, vorerst anonymes Verbrechen detailliert dargestellt wird, das aber den Roman auch nicht wesentlich spannender erscheinen lässt, weil der Leser keinen Zusammenhang zur folgenden Handlung erkennen kann.

Die Übersetzung ist gut lesbar, liegt aber manchmal ein wenig daneben, so etwa bei dem folgenden Satz.

„[...] Für einen Mordfall schlüpft das Ding ja durch das Gericht wie ein entfettetes Schwein durch die Beine des Bauern.“ (S. 160)

„[...] For a murder case, this thing is streaking through the court like a greased pig going between a farmer's legs.”

Zwischen einem eingefetteten und einem entfetteten Schwein ist leider ein ziemlicher Unterschied, besonders wenn das Tier zwischen den Beinen eines Bauern entschlüpfen soll.

In einem letzten Zitat erklärt uns Erle Stanley Gardner, wie sich der Mensch in der Masse verhält, also auch als Zuschauer im Gerichtssaal, der sich nur zu leicht gegen den Angeklagten wendet.

Der Mensch hat den angeborenen Instinkt, auf der Seite des Unterlegenen zu sein. Aber das ist nur beim einzelnen Menschen so. Massenpsychologie unterscheidet sich von der Psychologie des Individuums. Die Psychologie des Mobs

ist die, den Schwächeren hinunterzu-
stoßen und den Verwundeten zu ver-
schlingen. Der Mensch kann mit dem
Unterlegenen Mitleid haben, aber er
will immer auf der Seite des Siegers
sein. (S. 177)

In man there is implanted a sporting in-
stinct to side with the underdog, but
this is in man, the individual. Mob psy-
chology is different from individual psy-
chology, and the psychology of the pack
is to tear down the weaker and devour
the wounded. Man may sympathize
with the underdog, but he wants to side
with the winner.

Hochinteressant ist auch Gardners Be-
schreibung, wie ein Strafverteidiger einem
Zeugen eine Aussage entlocken muss. Die
Erinnerung eines Zeugen ist meist nicht
eindeutig, erklärt der Autor durch den
Mund von Perry Mason, und dieser kann
daher im Nachhinein eine Beobachtung auf
die eine oder auf die andere Weise schil-
dern. Hat sich der Zeuge aber einmal fest-
gelegt, so ist er nur schwer von seiner Aus-

sage wieder abzubringen, weil er sich nicht eingestehen will, ein unzuverlässiger Beobachter zu sein. Der Anwalt muss daher bei der ersten Befragung eines Zeugen der Gegenseite äußerst vorsichtig zu Werk gehen, um diesen von Anfang an auf die richtige Bahn zu lenken.

OCTAVIA E.
BUTLER



DIE PARABEL
VOM SÄMANN

ROMAN

HEYNE <

**Octavia E. Butler [Octavia Estelle Butler,
1947–2006]**

***Parabel 1: Die Parabel vom Sämann*
(*Parable of the Sower*, 1993)**

Heyne 53 492 (PB 446 S./€ 15,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Dietlind
Falk**

Mit einem Vorwort von N. K. Jemisin

Genre: Science Fiction

Seit mindestens drei Jahren ist der Gott meines Vaters nicht mehr mein Gott. Seine Kirche ist nicht mehr meine Kirche. Aber weil ich feige bin, wurde ich heute trotzdem in diese Kirche aufgenommen. Ich ließ mich von meinem Vater taufen, in allen drei Namen dieses Gottes, der nicht mehr der meine ist.

Mein Gott hat einen anderen Namen.
(S. 23)

Wir schreiben das Jahr 2024. Die USA – und vielleicht auch ein großer Teil der restlichen Welt – sind im Niedergang begriffen: Das Klima hat sich furchtbar verändert, die sozialen Unterschiede sind verheerend, die

Wirtschaft liegt am Boden, Kriminalität und Drogenkonsum haben die Überhand gewonnen. Die Familie der fünfzehnjährigen Icherzählerin Lauren Olamina hat es noch relativ gut, weil sie in einem abgeschotteten Bezirk lebt. Laurens Vater ist Baptistenprediger und glaubt fest an den christlichen Gott; aber Lauren selbst denkt längst anders.

Heute ist die Familie auf dem Weg von Los Angeles zu einer Kirche in Robledo, weil ihre eigene angezündet worden ist.

Unser Weg führte uns an einer Mauer nach der anderen vorbei. Manche sind einen Block lang, manche zwei, manche fünf. Oben auf dem Hügel gab es eingezäunte Anwesen – große Häuser und viele kleine Hütten, wo die Bediensteten lebten. An sowas kamen wir heute nicht vorbei. Manche Viertel, durch die wir fuhren, waren so arm, dass ihre Mauern aus losen Steinen bestanden, aus Betonbrocken und Müll. Und dann waren da noch die armseligen Wohngegenden ganz ohne Mauer. Viele Häuser waren völlig heruntergekommen – abgebrannt

oder verwüstet oder von Säufern oder Junkies besetzt, oder es hausten obdachlose Familien mit ihren dreckigen, ausgezehrten, halb nackten Kindern darin. Die Kinder waren an diesem Morgen schon hellwach und beobachteten uns. Die Jüngeren tun mir leid, aber wenn sie älter oder im gleichen Alter sind wie ich, machen sie mich nervös. Wir fahren in der Mitte der aufgeplatzten Straße, und die Kinder kommen und stellen sich am Gehweg der Reihe nach auf, um uns anzuglotzen. Sie stehen einfach da und starren. Ich glaube, wenn wir allein oder zu zweit wären oder sie unsere Waffen nicht sehen könnten, würden sie vielleicht versuchen, sich auf uns zu stürzen, um unsere Räder zu klauen, unsere Kleidung, unsere Schuhe, was auch immer. Und dann? Würden sie uns vergewaltigen? Uns umbringen? Wir könnten wie die nackte Frau enden: Benommen wegstolpern, vielleicht verletzt, der lauern den Gefahr schutzlos ausgeliefert, wenn sie sich nichts zum Anziehen geklaut

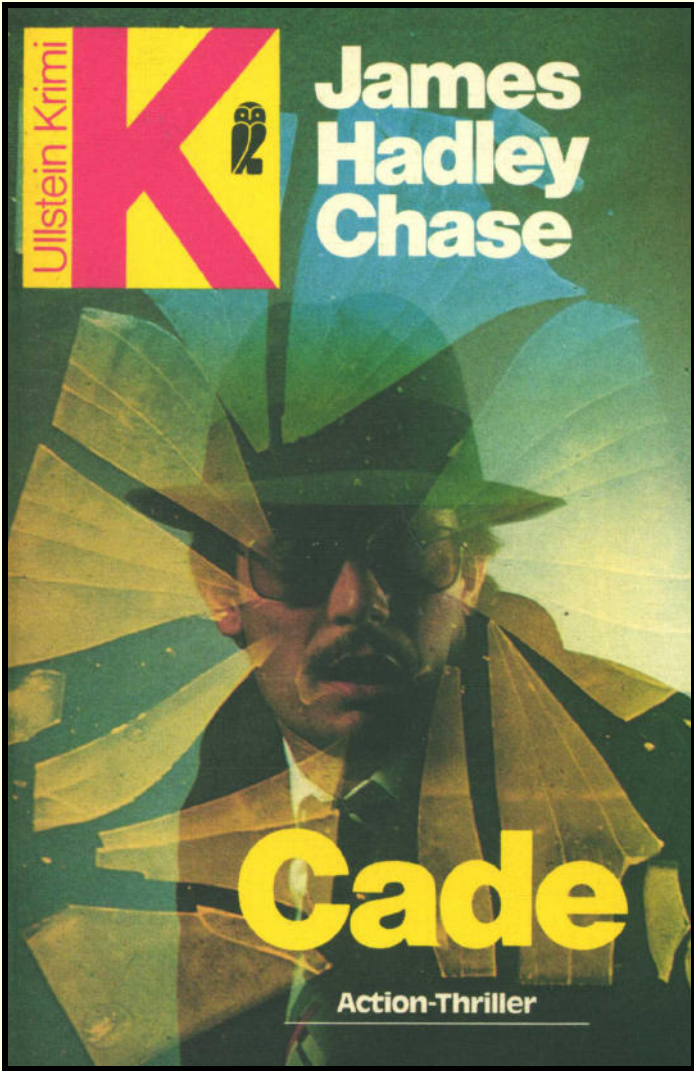
hat. Ich wünschte, wir hätten ihr etwas geben können. (S. 26f)

Lauren leidet an dem Hyperempathie-Syndrom. Sie ist eine sogenannte Teilerin, weil ihre Mutter während der Schwangerschaft Drogen genommen hat. Infolgedessen kann Lauren die Empfindungen von Menschen, die sich in ihrer Nähe befinden, spüren, was meistens alles andere als angenehm ist.

Schließlich muss Lauren ihre Heimat verlassen, weil ihre Siedlung angegriffen wird. Sie schließt sich einer Religionsgemeinschaft namens Earthseed an, die glaubt, dass Gott Veränderung bedeutet, und dass die Menschen wiederum Gott und damit die Welt durch ihren Glauben verändern können; darüber hinaus hofft man auf die Besiedelung anderer Welten, weil die Erde nicht mehr lebenswert ist. Mit anderen Gläubigen wandert Lauren ins nördliche Kalifornien, wo die erste Earthseed-Gemeinschaft gegründet wird.

Die Parabel vom Sämann behandelt zwei Themen, nämlich den ökologischen und sozialen Niedergang der Welt im frühen ein-

undzwanzigsten Jahrhundert einerseits und die speziellen Nöte der Afroamerikaner andererseits. Wie Nora Keita Jemisin in ihrem Vorwort darlegt, gilt der Roman heute als bedeutendes Beispiel afroamerikanischer Emanzipationsbestrebungen.



**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Cade

(Cade, 1966)

Ullstein 10 046 (TB 158 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1980, 2.

Auflage

**Aus dem Amerikanischen von Armin
und Marianne Remy**

Genre: Thriller

Die über zwanzig Passagiere, welche mit Cade noch von New York abflogen, hatten das Flugzeug bereits in Atlanta verlassen, wo diese beiden Männer zugestiegen waren. Die neuen Passagiere – groß, wohlgenährt, mit roten Gesichtern – trugen breitkrepelige Panamahüte und staubige Straßenanzüge. Sie hatten nur ein paar Reihen hinter ihm gesessen. Er war ihren geflüsterten Bemerkungen mit wachsendem Unbehagen gefolgt, das er in Whisky zu ertränken versuchte. Jetzt, als das Flugzeug zur Landung einschwebte, sagte der eine: „Sieh mal diesen Qualm, Jack! Wir

sind anscheinend rechtzeitig für den Spaß zurück.“

„Negerbrut!“ knirschte der andere. „Hoffentlich hat man ihnen ordentlich eingeheizt.“

Cade zuckte zusammen. Verstohlen blickte er auf seine betagte PanAm-Tasche, die neben ihm auf dem Sitz stand und seine Fotoausrüstung enthielt. (S. 5)

Val Cade war einmal der Starfotograph der New York Sun, aber ein schreckliches Erlebnis hat ihn aus der Bahn geworfen, so dass er jetzt ein haltloser Trinker ist. Trotzdem gibt ihm sein Chef eine letzte Chance: Er soll nach Eastonville fliegen, wo eine Bürgerrechtsdemonstration angekündigt ist. Offensichtlich bekommt Cade diese Chance nur, weil sich kein anderer Reporter nach Eastonville wagt. Schon im Flugzeug begegnet Cade einer Horde Rednecks, die sich darauf freuen, die Neger zusammenschlagen zu dürfen.

In Eastonville wird Cade sofort von Deputy Sheriff Joe Schneider abgefangen und in sein Zimmer im Central Motor Hotel ein-

geschlossen, weil man um jeden Preis unfreundliche Bilder in der Presse verhindern will.

Cade wird zwar von dem Schwarzen Sonny Small, dem Sekretär des Bürgerrechtskomitees, befreit, aber, betrunken wie er ist, weigert er sich, das Zimmer zu verlassen und die Demonstration zu begleiten. Allerdings wird er aus dem Fenster heraus Zeuge, wie Small auf der Straße zusammengeschlagen wird.

Unten brüllte jemand mit böser, vor Siegesrausch schon heiserer Stimme: „Es ist der schwarze Hurensohn Small! Auf ihn, Jungs!“

Small duckte sich und kreuzte die Arme schützend über dem Kopf, da waren die Männer auch schon über ihm. Ein Knüppel sauste auf Smalls Unterarme nieder und zwang ihn in die Knie. Ein anderer Knüppel holte aus. Das scharfe Krachen von Holz auf Knochen drang deutlich bis zu Cade herauf, der immer wieder den Transportschalthebel bediente und auf den Auslöser drückte.

Jetzt schlossen die fünf Männer einen dichten Ring um den gefallenen Neger. Blut bildete unter zehn staubigen Stiefeln ein diagonales Muster.

Small machte eine zuckende Bewegung, als ein Schlagstock gegen seine Rippen krachte. Einer der Männer schubste einen anderen beiseite, damit auch er an den gefallenen Neger ran konnte.

Der Verschuß der Kamera, vier Stockwerke über der Straße, klickte pausenlos.

Da stürzte ein schlankes Negermädchen aus dem Hotel. Es war groß und sein Kraushaar ungeordnet. Das Mädchen trug einen weißen Arbeitskittel, keine Strümpfe, keine Schuhe. Es lief schnell und lautlos.

Cades 200-mm-Teleobjektiv erfaßte die Läuferin. Im Sucher sah er deutlich das Entsetzen in ihrem Blick, den entschlossenen Zug um ihren Mund und die Schweißperlen über ihren schreckgeweiteten Augen.

Einer der Männer wollte Small gerade wieder ins Gesicht treten, als sie die

Gruppe erreichte. Ihre Fingernägel schlugen wie Krallen ins Gesicht des Peinigers und ließen ihn zurücktaumeln. Dann stand sie über Small und funkelte die Männer an.

Die Männer wichen zurück. Einen Moment lang herrschte spannungsgeladenes Schweigen. Dann stieß der Mann mit dem zerkratzten Gesicht einen gelenden Schrei aus und schwang den Schlagstock. Er sauste auf den Unterarm des Mädchens, als dieses den Arm reflexartig zum Schutz hochriß. Der Arm fiel schlaff zur Seite; die weißen Zacken des zersplitterten Knochens ragten durch das dunkle Fleisch.

„Bringt sie um, die Niggerhure!“ brüllte der Mann, holte zum nächsten Schlag aus und traf das Mädchen mitten auf den Krauskopf. Es sackte über Small zusammen. So blieb es liegen, den Arbeitskittel bis zur Taille hochgerutscht, die langen dünnen Beine breit gespreizt. (S. 17)

Cade ist eine haarsträubende Fotoserie gelungen, die nicht nur die Mörder ins Ge-

fängnis bringen, sondern ihm auch wieder zu Ruhm und Anerkennung verhelfen würden. Zwar erscheint der Deputy im Hotelzimmer und will die Filmpatrone an sich nehmen, aber Cade schlägt ihn mit seiner wertvollen Kamera, seinem letzten, nunmehr verlorenen, Besitz, nieder. Er verlässt das Hotel mit der Filmpatrone, auf der sich die brisanten Fotos befinden, und übergibt sie einem schwarzen Barman mit der Bitte, sie an seine Zeitung zu schicken. Dabei erfährt Cade auch, dass die beiden Opfer an den Schlägen verstorben sind.

Schließlich wird Cade selbst vom Deputy und seinen Hilfssheriffs zusammengeschlagen und muss erfahren, dass der Barman, der den Bürgerrechtlern misstraut, die Filmpatrone bei ihm abgeliefert hat.

Es folgt eine Rückblende auf die Zeit, da Cade noch ein erfolgreicher Pressefotograph war, wo er durch die Liebe zu einer überaus verführerischen Juana Roco seinem Verfall entgegengeht.

Die Szenen aus dem Roman *Cade* über die Bürgerrechtsbewegung sind James Hadley Chase sehr eindrucksvoll gelungen und bilden eigentlich eine Novelle für sich. Der

Rest des Romans ist leider sehr melodramatisch gelungen und kann mit dem ersten Teil nicht mithalten.



Ingrid Noll
Über Bord

Roman · Diogenes

***Noll, Ingrid: Über Bord**

Ingrid Noll [1935–]

Über Bord

Diogenes (HC 332 S./€ 21,90)

Zürich 2012/600

Genre: Krimi

Wie bitte, Gerds Frau war abgetaucht? Hildegard hatte allerdings geahnt, dass diese Frau nur Scherereien machen würde. Vor dieser Kreuzfahrt mit den neuen Verwandten hatte sie Ellen und Amalia von Anfang an gewarnt. Schließlich kannten sie Gerd und Ortrud kaum. Und es wäre sowieso besser, wenn nicht nur Ortrud, sondern auch dieser Gerd wieder aus ihrem Leben verschwänden. (S. 8)

Bevor man verstehen kann, wieso Gerds Frau Ortrud abgetaucht ist, muss man die Vorgeschichte kennen.

Hildegard Tunkel lebt in der feudalen, aber aus Geldmangel schon etwas heruntergekommenen Villa ihres verstorbenen Unternehmergeatten Rudolf in Mörlenbach.

Sie hat fünf Kinder, von denen die jüngste, Ellen, noch bei ihr wohnt. Ellen wiederum hat zwei erwachsene Töchter, von denen eine, Amalia, noch in der großmütterlichen Villa lebt. Im Ort nennt man die Villa Tunkel auch das Nonnenhaus, weil hier nur Frauen zu finden sind.

Eines Tages taucht ein Mann namens Gerd Dornfeld auf, der behauptet, der uneheliche Sohn von Rudolf Tunkel und damit der Halbbruder von Ellen zu sein.

„Wir sind wahrscheinlich Geschwister, genau genommen Halbgeschwister“, sagte der Mann, sah Ellen sekundenlang voll ins Gesicht und wurde etwas verlegen.

Das verschlug Mutter und Tochter erst einmal die Sprache.

„Verstehe ich richtig? Meinen Sie im Ernst, dass mein Vater auch der Ihre ist?“, hakte Ellen endlich nach. „Gibt es dafür Beweise oder wenigstens Anhaltspunkte?“

„Zum einen haben meine Eltern erst kurz vor meiner Geburt geheiratet, aber das tut ja nichts zur Sache, und zwei-

tens...“, Herr Dornfeld zog das angebliche Tagebuch aus der Mappe und blätterte darin, „... und zweitens schreibt meine Mutter am Tag meiner Taufe...“:

Ich bin Walter unendlich dankbar, er liebt den Kleinen wie ein eigenes Kind. Nun habe ich die Hoffnung, dass doch noch alles gut wird. Von Rudi T. ist leider nichts mehr zu erwarten, da er bereits eine eigene Familie hat und im Übrigen jetzt so tut, als hätte ich es bloß auf sein Geld abgesehen.
(S. 26f)

Ellen verweigert strikt einen Gentest, weil sie Gerd für einen Betrüger hält, aber ihr Bruder Matthias willigt ein – und siehe da, er ist tatsächlich mit Gerd verwandt. Vater Rudolf ist also ohne Zweifel fremd gegangen. Befremdlich ist allerdings, dass ein Genvergleich zwischen Ellen und Gerd, den Matthias heimlich machen lässt, keinerlei Verwandtschaft anzeigt. Wie ist so etwas denn möglich, wo einerseits Ellen mit Matthias und andererseits Matthias mit Gerd verwandt ist?

Hildegard und Ellen erkennen nun Gerd wohl oder übel als Verwandten an und la-

den ihn zu einem großen Familientreffen mit sämtlichen Kindern, Ehepartnern und Enkeln ein. Dabei zeigt sich, dass Gerds Frau recht zynisch und obendrein alkoholabhängig ist; Ellen fragt sich, wie es der sympathische Gerd mit einer solchen Gattin aushält.

Die Frage des fehlenden Verwandtschaftsgrades zwischen Ellen und Gerd wird dabei geklärt: Hildegard berichtet, dass sie ihrem Ehemann Rudolf wegen dessen Fehltritts unentwegt Vorwürfe machte, woraufhin dieser einen Theaterschauspieler bestach, sich an Hildegard heranzumachen, was Früchte in Form von Ellen trug. Die schon etwas gebrechliche Hildegard ist angesichts dieses Bekenntnisses völlig niedergeschmettert.

Gerd will die Familie wieder aufrichten, indem er sie zu einer Kreuzfahrt im Mittelmeer einlädt. Seine eigenen zwei Kinder wollen nicht mitfahren, weil sie ihrer Mutter gram sind, sagt Gerd, weshalb er Hildegard und Ellen einlädt; nachdem die geknickte Hildegard ablehnt, fahren Ellen und Amalia, die sich eben mit ihrem exzentrischen Freund Uwe überworfen hat, mit.

Amalia unterhält sich auf dem Schiff prächtig mit Musikern und Tänzern, während Ellen für Gerd, mit dem sie ja glücklicherweise nicht verwandt ist, entflammt. Ortrud dagegen zeigt sich von ihrer schlimmsten Seite und trinkt, was die Bar nur hergibt.

Zum Essen erschien Madame Doornkaat (wie sie heimlich von Amalia genannt wurde) in einer Wolke aus Organza und tat so, als sei nichts gewesen. Aus reiner Verlegenheit erzählte Ellen auch ihr die Geschichte vom gemütskranken Hund und dessen Seebeerdigung, und selbst Ortrud war fasziniert. „So wünsche ich mir einmal meine letzte Ruhestätte“, behauptete sie ganz ernsthaft. „Genau so!“

Gerd sah Ellen kurz in die Augen, sie verstanden sich auch ohne Worte. (S. 187)

Das ist die erste Andeutung eines schauerlichen Schicksals, das auf dieser Kreuzfahrt dräut.

Über Bord ist kein dramatischer Krimi, denn Ingrid Noll erzählt die meiste Zeit ausführlich über die Befindlichkeiten der Figuren, ihre Unterhaltungen und Beziehungen sowie über die Sehenswürdigkeiten, die sich auf der Kreuzfahrt bieten. Die Autorin schreibt so feinsinnig ironisch und hinter-sinnig, dass die Lektüre ein einziges Vergnügen ist; und gegen Ende kommt der Leser doch noch in den Genuss eines verdächtigen Todesfalls.



Donna Leon
*Wie die Saat,
so die Ernte*

Commissario Brunettis
zweiunddreißigster Fall

Roman · Diogenes

Donna Leon

Commissario Brunetti 32: Wie die Saat, so die Ernte

(So Shall You Reap, 2023)

Diogenes (HC 316 S./€ 26,00)

Zürich 2023/1200

Aus dem Amerikanischen von Werner Schmitz

Genre: Krimi

„Alvise wurde verhaftet.“ (S. 11)

Commissario Guido Brunetti aus Venedig wird durch einen Anruf von Lorenzo Vianello informiert, dass ein alter Bekannter und Kollege, der Sergente Dario Alvise, in Treviso verhaftet wurde.

Brunetti kann sich nicht vorstellen, wie dem kreuzbraven Alvise so etwas passieren konnte.

„Was hat er dort gemacht?“

„Er war bei der Demonstration.“

Brunetti stutzte. Wer bloß hatte denn für dieses Wochenende eine Demonstration angekündigt? Nicht die Lokführer, nicht die verbliebenen Impfgegner,

nicht die Arbeiter in Marghera – die doch praktisch pausenlos demonstrieren –, und auch nicht die medizinischen Fachkräfte, die erst vor zwei Wochen demonstriert hatten.

„Welcher?“

„Gay Pride“, sagte Vianello tonlos.

„Gay Pride? Alvise?“ Brunetti konnte sein Erstaunen nicht verbergen. „Wir sind für einen Polizeieinsatz in Treviso nicht zuständig“, erinnerte er den Inspektore.

„Er war nicht im Einsatz.“

„Was hatte er denn sonst dort zu tun?“ (S. 11)

Was hatte Alvise wohl in Zivil auf einer Gay Pride Demonstration zu suchen? Brunetti kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus, dass Alvise seine Neigungen so lange verborgen hatte. Aber während sich der zwar tolerante, aber doch konservative Brunetti noch wundert, ist für seine Frau eine abweichende sexuelle Orientierung das Normalste der Welt.

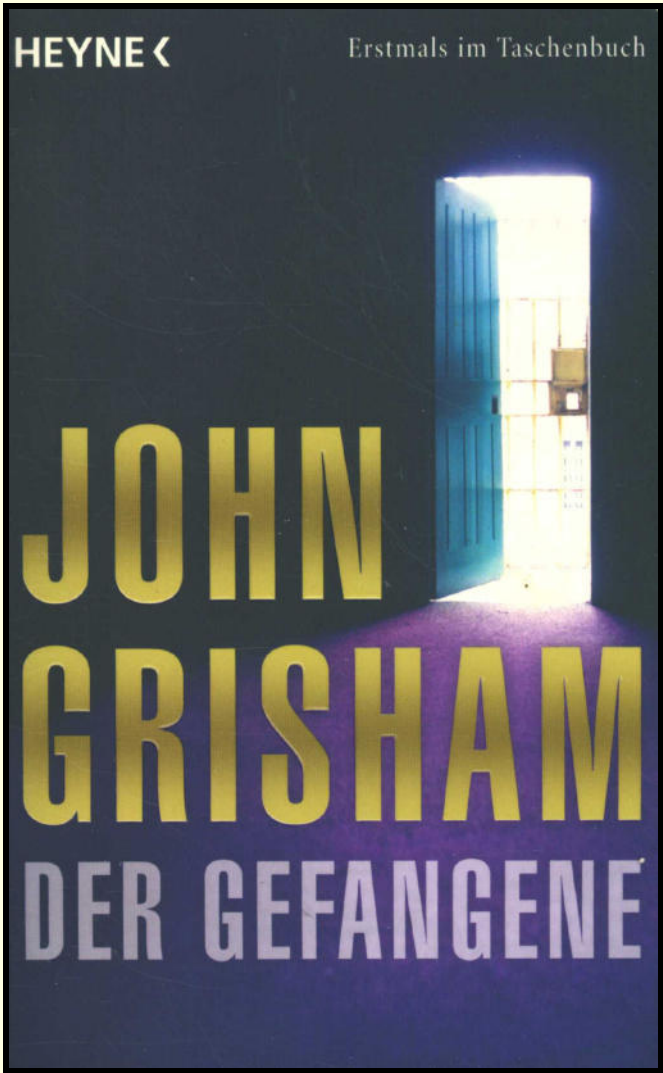
Aber dann geht es an ernsthaftere Dinge: Vianello ruft ihn abermals an, und zwar

diesmal, weil eine Hand aus einem Kanal ragt. Als Brunetti erfährt, dass es sich bei dem Toten um einen alten Studienfreund handelt, muss er sich mit seiner eigenen Vergangenheit beschäftigen.

Wie die Saat, so die Ernte ist ein unterhaltsamer Krimi aus dem schönen Venedig, der mit viel Lokalkolorit glänzt.

HEYNE <

Erstmals im Taschenbuch



**JOHN
GRISHAM**
DER GEFANGENE

John Grisham

Der Gefangene

(The Innocent Men, 2006)

Heyne 81 174 (TB 464 S./€ 9,95)

München 2008, 2. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Bernhard

Liesen, Bea Reiter, Kristina Ruhl und

Imke Walsh-Araya

Genre: Sachbuch

Gegen halb drei erhielt Gina Vietta, die noch einige Freunde zu Gast hatte, zwei Anrufe, beide von Debbie Carter. Beim ersten Telefonat bat Debbie Gina, sie mit dem Auto zu holen, weil in ihrer Wohnung ein Besucher sei, in dessen Gesellschaft sie sich unbehaglich fühle. Gina fragte, wer bei ihr sei. Das Gespräch wurde unterbrochen, unverständliche Stimmen und Geräusche ließen darauf schließen, dass um das Telefon gekämpft wurde. Gina war aufrichtig besorgt und fand die Bitte merkwürdig. Debbie hatte ein Auto – ein Oldsmobile Baujahr 1975 – und konnte an sich doch selbst fahren, wohin sie wollte. Als Gina ihre Wohnung gerade

eilig verlassen wollte, klingelte das Telefon erneut. Es war Debbie, und sie sagte, sie habe ihre Meinung geändert. Bei ihr sei alles in Ordnung, Gina brauche sich keine Sorgen zu machen. Als diese erneut fragte, wer bei ihr sei, wechselte Debbie das Thema, ohne den Namen zu nennen. Sie bat Gina, sie am Morgen durch einen Telefonanruf zu wecken, damit sie nicht zu spät zur Arbeit komme. Eine seltsame Bitte, die Debbie noch nie geäußert hatte. (S. 13)

Wir befinden uns im Jahr 1982 in der Kleinstadt Ada in Oklahoma. Die Kellnerin Debbie Carter, einundzwanzig Jahre alt, arbeitet in der Kneipe Coachlight. Andere Gäste beobachten, dass sie sich mit ihrem Freund Glen Gore streitet. Debbie ruft später nachts von zu Hause aus ihre Freundin Gina Vietta an, sie möchte sofort doch zu ihr kommen, beteuert aber bei einem zweiten Anruf, dass das nicht mehr nötig sei.

Am nächsten Tag schaut Donna Johnson nach Debbie und muss feststellen, dass die Wohnung völlig verwüstet wurde.

Donna rief Debbies Namen; keine Reaktion. Da sie schon einmal in der Wohnung gewesen war, wusste sie, wo das Schlafzimmer war. Sie ging dorthin, noch immer rufend. Das Bett war verrückt, Bezüge und Laken waren heruntergerissen worden. Plötzlich sah sie einen Fuß, dann Debbie – sie lag auf der anderen Seite des Betts auf dem Boden, mit dem Gesicht nach unten, nackt, blutverschmiert. Und auf ihrem Rücken stand etwas geschrieben. (S. 14)

Debbie wurde auf grausame Weise gefoltert und schließlich erstickt; ihrem Tod muss ein heftiger Kampf vorausgegangen sein. Der Mörder hat ihren Körper und die Wände mit merkwürdigen Inschriften verziert. Captain Dennis Smith untersucht den Fall und vermutet, dass mehrere Täter am Werk waren.

Dem Leser erscheint Glen Gore als der Hauptverdächtige, aber die Polizei ignoriert alle auf ihn deutenden Hinweise und vertraut stattdessen auf seine Behauptungen, die sich gegen einen gewissen Ron Williamson richten.

Später sollte Gore seine Aussage ändern und behaupten, er habe gesehen, wie ein Mann namens Ron Williamson Debbie Carter in der Nacht des 7. Dezember im Coachlight belästigt habe. Diese geänderte Version wurde von niemandem bestätigt. Viele der Anwesenden kannten Ron Williamson, einen einigermaßen berüchtigten Zecher mit lautem Mundwerk. Niemand erinnerte sich, ihn in der fraglichen Nacht im Coachlight gesehen zu haben. Tatsächlich behaupteten die meisten Befragten nachdrücklich, er sei nicht dort gewesen. (S. 21)

Obwohl es keinerlei handfeste Beweise gibt, baut die Polizei systematisch den schwer depressiven Alkoholiker Ron Williamson als Verdächtigen auf, zusammen mit einem gewissen Dennis Fritz.

Elf Jahre sitzt Williamson in der Todeszelle, bevor er durch einen Gentest entlastet wird, der wiederum Glen Gore belastet; auch Dennis Fritz wird freigelassen. Eine Entschädigung oder auch nur eine Entschuldigung erhalten Beide nicht.

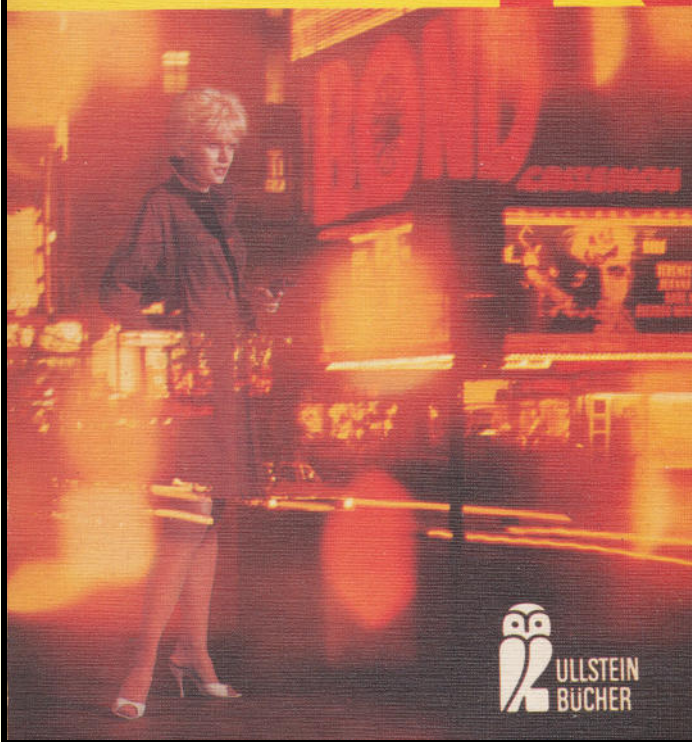
Der Gefangene ist kein Roman, sondern ein Tatsachenbericht über ein krasses Fehlurteil der amerikanischen Justiz, wie sie nach Aufkommen des Gentestes reihenweise entlarvt wurden. Der ausgebildete Jurist John Grisham hat sich intensiv in die Materie eingearbeitet und ein sehr flüssig zu lesendes Sachbuch verfasst, das allerdings etwas kürzer hätte ausfallen können.

Der deutsche Titel ist irreführend, da zwei Männer wegen des Mordes an Debbie Carter verurteilt wurden.

James Hadley Chase

Was ist besser als Geld?

KRIMINALROMAN



James Hadley Chase [1906–1985]

Was ist besser als Geld?

(What Is Better Than Money?, 1959)

Ullstein 01 462 (TB 160 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1975, 2.

Auflage

Aus dem Englischen von Gitta Bauer

Genre: Krimi

Etwa vier Monate lang hatte ich in Rustys Bar Klavier gespielt, als ich Rima Marshall zum erstenmal begegnete.
(S. 5)

Der Ich Erzähler Jeff Halliday hat bei der Marine gedient und ist wegen einer Verwundung in Pearl Harbor freigestellt worden. Er könnte jetzt in die Firma seines Vaters einsteigen, verdient sich aber lieber sein Geld als Klavierspieler in Hollywood, wo er unter dem Mädchennamen seiner Mutter, Gordon, lebt.

Dann ereilt ihn sein Schicksal in Form von Rima Marshall.

Ganz plötzlich krachte die Tür auf, und ein Mann kam herein. Er machte

vier taumelnde Schritte bis zur Theke, so wie ein Mann auf schwankendem Schiffsboden geht, dann blieb er unvermittelt stehen.

In diesem Augenblick begann Rima zu schreien, und da erst bemerkte ich sie. Auch der neu hereingekommene Gast fuhr herum.

Ich starrte sie an, und das Bild, das sich mir bot, werde ich nie vergessen. Sie war ungefähr achtzehn Jahre alt. Ihr Haar hatte die Farbe polierten Silbers, und ihre Augen waren kobaltblau. Sie trug einen leichten, scharlachroten Pullover, der ihre Brust betonte, und eine schwarze, enganliegende Hose. Sie machte einen schmuddeligen, verwahrlosten Eindruck, als hätte sie harte Zeiten hinter sich. Auf dem Stuhl neben ihr lag eine Regenhaut, die am Ärmel zerissen und reif für den Mülleimer war.

In ruhigem Zustand wäre sie hübsch gewesen, wie so viele Mädchen ihres Alters, die die Straße von Hollywood auf der Suche nach einem Filmjob bevölkern. Aber im Augenblick war ihr Zustand alles andere als ruhig zu nennen.

Das Grauen in ihrem Gesicht war gräßlich anzusehen. Ihr weit offener Mund, aus dem fortwährend Schreie drangen, bildete eine häßliche Höhle in ihrem Gesicht. Sie preßte sich gegen die Wand wie ein Tier, das zurück in seinen Bau strebt. Und während sie sich in ihrer Panik an die Holztäfelung krallte und vergebens nach einem Ausweg suchte, machten ihre Fingernägel ein an den Nerven zerrendes, kratzendes Geräusch. (S. 5f)

Rima Marshall betritt Rustys Bar, wo Jeff spielt. Ein Mann, der ganz offensichtlich unter dem Einfluss von Rauschgift steht, folgt ihr und versucht sie mit einem Klappmesser zu erstechen. Rima wird verletzt, aber Jeff verhindert das Schlimmste.

„Seien Sie vorsichtig!“ sagte ich, während ich Rimas Kopf hielt. „Er ist voll bis zum Stehkragen.“

Der Polizist zog eine höhnische Grimasse. „So? Denken Sie, ich weiß nicht, wie man einen Fixer behandelt?“

Der Süchtige kam wieder zu sich. Er schoß hoch, griff sich eine Wasserkaraffe von der Theke, und bevor der Polizist ausweichen konnte, knallte er sie ihm auf Kopf. Die Karaffe explodierte wie eine Bombe, der Aufprall ließ den Polypen in die Knie gehen. (S. 8f)

Der Süchtige greift sogar einen Polizisten an, wird aber überwältigt, und Rima wird verarztet.

Später besucht Rima wieder die Bar, und es stellt sich heraus, dass sie eine wundervolle Stimme hat. Jeff will ihr zu einer Karriere verhelfen, aber sie stiehlt sein letztes Geld und verschwindet. Als Jeff sie wieder findet, überredet er sie zu einem Vorsingen, das jedoch in einer Katastrophe endet: Es stellt sich heraus, dass Rima ebenfalls drogensüchtig ist und nur dann singen kann, wenn sie high ist.

Aber Jeff gibt nicht auf: Ein Dr. Klinze verspricht, Süchtige gegen ein Entgelt von fünftausend Dollar für immer zu heilen – aber woher soll Jeff das Geld nehmen? Rima hat einen Vorschlag: Sie brechen in ein Filmstudio ein, wo stets eine Menge Geld in

einem Schreibtisch verwahrt wird. Jeff macht widerwillig mit; im Schreibtisch ist kein Geld; ein Wächter taucht auf; Rima erschießt ihn; Jeff wird gesehen und flüchtet.

Nun ist es höchste Zeit für Jeff, Kalifornien zu verlassen und zu seinem Vater heimzukehren. Er studiert Architektur und gründet zusammen mit seinem Freund Jack Osbourne eine im Lauf der Zeit immer erfolgreicher werdende Firma. Er lernt sogar eine nette junge Frau namens Sarita Fleming kennen.

Als er einen besonders großen staatlichen Auftrag erhält, bringt die Zeitschrift *Life* einen Fotobericht über ihn – den Rima sieht und ihn prompt erpresst.

Der Teil von *Was ist besser als Geld?*, der in Kalifornien spielt, ist mitreißend und glaubwürdig erzählt: Jeff ist von dieser ungewöhnlichen Sängerin so fasziniert, dass er sich von ihr nicht losreißen kann, obwohl es vorhersehbar ist, dass sie ihm nichts als Unglück bringen wird. Der zweite Teil über Jeffs Karriere und Rimas Erpressung wirkt dagegen ziemlich konstruiert, was den Gesamteindruck des Romans leider beeinträchtigt.



*Christie, Agatha: Kurz vor Mitternacht

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Inspektor Battle 4: Kurz vor Mitternacht (Towards Zero, 1944)

Scherz 00 633 (TB 160 S./DM 3,80)

Bern München 1977, 16. Auflage

Aus dem Englischen von Ursula von Wiese

Genre: Krimi

Es befand sich nur eine Person im Zimmer, und kein anderes Geräusch war hörbar als das Kratzen einer Feder, die diese Person Zeile um Zeile übers Papier gleiten ließ. Niemand würde die Worte lesen, die geschrieben wurden. Wären sie gesehen worden, so hätte der Leser seinen Augen kaum getraut. Denn was hier niedergeschrieben wurde, das war ein klarer, in allen Einzelheiten sorgfältig niedergelegter Mordplan.

Der Mensch, der da saß und schrieb, kannte nur einen Gedanken und ein Ziel – die Vernichtung eines anderen Men-

schenwesens. Um dieses Ziel zu erreichen, arbeitete er den Plan ganz genau auf dem Papier aus. Jede Möglichkeit wurde in Betracht gezogen. Es durfte kein Schatten eines Beweises zurückbleiben. Auch Unvorhergesehenes mußte einbezogen werden. In den Hauptlinien aber lag alles sehr deutlich und festgeschlossen da. Die Zeit, der Ort, das Verfahren, das Opfer ... Der Mensch hob den Kopf. Er nahm die beschriebenen Bogen auf und las sie aufmerksam durch. Ja, es war alles kristallklar. Er holte tief Atem. Nur etwas fehlte noch. Mit einem Lächeln schrieb der Mensch das Datum nieder – einen Tag im September.

Lachend zerriß er dann die Bogen, trug die Fetzen zum Kamin und warf sie ins Feuer. Eine Nachlässigkeit gab es nicht. Jeder einzelne Papierfetzen wurde zerstört. Der Plan bestand jetzt nur noch im Kopfe seines Schöpfers. (S. 12)

There was only one person in the room and the only sound to be heard was the scratching of that person's pen

as it traced line after line across the paper.

There was no one to read the words that were being traced. If there had been, they would hardly have believed their eyes. For what was being written was a clear, carefully detailed project for murder.

There are times when a body is conscious of a mind controlling it—when it bows obedient to that alien something that controls its actions. There are other times when a mind is conscious of owning and controlling a body and accomplishing its purpose by using that body.

The figure sitting writing was in the last-named state. It was a mind, a cool, controlled intelligence. This mind had only one thought and one purpose—the destruction of another human being. To the end that this purpose might be accomplished, the scheme was being worked out meticulously on paper. Every eventuality, every possibility was being taken into account. The thing had got to be absolutely foolproof. The scheme, like all good schemes, was not

absolutely cut and dried. There were certain alternative actions at certain points. Moreover, since the mind was intelligent, it realized that there must be intelligent provision left for the unforeseen. But the main lines were clear and had been closely tested. The time, the place, the method, the victim!...

The figure raised its head. With its hand, it picked up the sheets of paper and read them carefully through. Yes, the thing was crystal clear.

Across the serious face a smile came. It was a smile that was not quite sane. The figure drew a deep breath.

As man was made in the image of his Maker, so there was now a terrible travesty of a creator's joy.

Yes, everything planned—everyone's reaction foretold and allowed for, the good and evil in everybody played upon and brought into harmony with one evil design.

There was one thing lacking still....

With a smile the writer traced a date—a date in September.

Then, with a laugh, the paper was torn in pieces and the pieces carried across the room and put into the heart of the glowing fire. There was no carelessness. Every single piece was consumed and destroyed. The plan was now only existent in the brain of its creator.

Wer dieser mordgierige Mensch ist, wissen wir nicht, und wessen Tod er plant, ist auch unbekannt. Nur aus den folgenden Geschehnissen kann man schließen, dass Beide unter den im Folgenden erwähnten Personen sein müssen.

Die betagte, an einen Rollstuhl gefesselte Lady Camilla Tressilian bewohnt das Herrenhaus Möwennest zusammen mit ihrer Pflegerin und Gesellschafterin, Mary Aldin, und zwei Bediensteten. Einmal im Jahr lädt sie ihre Verwandtschaft zu einem mehrwöchigen Besuch ein. Es kommt also ihr stoischer Neffe Nevile Strange zusammen mit seiner zweiten Frau, der attraktiven, aber sehr berechnenden Kay. Überraschenderweise hat Nevile mit seiner ersten Frau, der zurückhaltenden und undurchschaubaren Audrey Strange, vereinbart, dass auch sie

erscheinen soll, um eine Freundschaft zwischen den beiden Frauen aufzubauen. Tagsüber schauen noch häufig vorbei der wenig gesellige Angus MacWhister, der einen missglückten Selbstmordversuch hinter sich hat; der nicht ganz seriöse Ted Latimer, ein verflossener Liebhaber von Kay; der schweigsame Thomas Royde, der heimlich in Audrey verliebt ist; und der „alte Treves“, ein achtzigjähriger, lebenskluger Anwalt. Darüberhinaus muss man wissen, dass Tante Camilla das Erbe ihres verstorbenen Mannes Matthew verwaltet, das nach ihrem Ableben Nevile und seiner Frau zufallen wird; da Nevile aber selbst sehr begütert ist, ist er nicht auf das Erbe angewiesen.

Hier unterhalten sich Thomas, der den Verlust seines Bruders Adrian durch einen Unfall zu beklagen hat, und Mary, über Audrey. Dabei erwähnt Mary die beängstigende Atmosphäre, die seit dem Eintreffen aller Gäste in dem Herrenhaus herrscht.

„Aber du kanntest sie als Kind. War sie ... war sie damals irgendwie unausgeglichener? Oh, ich meine das nicht so, wie

es klingt. Doch werde ich das Gefühl nicht los, daß augenblicklich etwas mit ihr nicht stimmt. Sie ist so vollständig losgelöst, so unnatürlich im Gleichgewicht – aber ich frage mich mitunter, was hinter der Fassade vorgehen mag. Dann und wann kommt es mir vor, als ob sie von den ganz starken Empfindungen beherrscht wird. Und dabei weiß ich überhaupt nicht, was es ist! Aber ich bin sicher, daß sie nicht normal ist. Das beunruhigt mich. Und im Hause herrscht eine Atmosphäre, die allen an die Nerven geht. Wir sind samt und sonders nervös und gereizt. Ich weiß jedoch nicht, woran das liegt. Und manchmal macht mir das Angst, Thomas.“ (S. 42)

„No, but you knew her as a child. She was like a sister to you and Adrian?”

He nodded.

„Was she—was she at all unbalanced in any way? Oh I don't mean that quite the way it sounds. But I've a feeling that there is something very wrong with her now. She's so completely detached, her

poise is so unnaturally perfect—but I wonder sometimes what is going on behind the façade. I've a feeling, now and then, of some really powerful emotion. And I don't quite know what it is! But I do feel that she isn't normal. There's something! It worries me. I do know that there's an atmosphere in the house that affects everybody. We're all nervous and jumpy. But I don't know what it is. And sometimes, Thomas, it frightens me.”

Das erste Opfer ist jedoch der alte Treves. Ein übelwollender Mensch hatte an den durchaus funktionierenden Fahrstuhl seines Hotel das Schild „Außer Funktion“ gehängt, so dass den alten Mann beim Treppensteigen in den dritten Stock der Herzinfarkt ereilt. Und das nur, weil Treves unvorsichtigerweise in der Runde geäußert hatte, er wisse, wer von den Anwesenden schon einmal ein Verbrechen begangen habe.

Als Nächste versammelt sich ausgerechnet Tante Camilla zu ihren Vorfahren, erschlagen mit einem Golfstock aus dem Besitz von Nevile. Die polizeilichen Ermittlungen

gen übernimmt der erfahrene Inspektor Battle, assistiert von seinem Neffen, dem Wachtmeister James Leach.

Mit *Kurz vor Mitternacht* ist Agatha Christie ein ungewöhnlich spannender Krimi gelungen. Da die Autorin schon sehr früh andeutet, Jemand würde einen Mord planen, ist der Leser angehalten, nicht nur darüber zu rätseln, wer das Opfer, sondern auch wer der Mörder sein wird. Die Vermutungen konzentrieren sich ursprünglich ganz auf das unglückliche Liebesdreieck Neville, Kay und Audrey: Will einer der Drei einen der Übrigen aus der Welt schaffen, um die Situation ein für alle Mal zu bereinigen? Neville scheint nichts dagegen zu haben, von zwei Frauen umschwärmt zu werden, aber Audrey scheint unter der Trennung unsäglich zu leiden, während Kay eifersüchtig auf ihre Vorgängerin ist.

Wenn nun Audrey oder Kay einem Mord zum Opfer gefallen wären, so wäre das aus Sicht des Lesers ganz logisch gewesen. Aber wer konnte dem alten Treves nach dem Leben trachten, oder gar der zwar etwas herrischen, aber an sich herzenguten Tante

Camilla? Das Rätsel wird undurchsichtiger und undurchsichtiger.

Kurz vor Mitternacht bleibt faszinierend bis kurz vor Ende des Romans, vor der Auflösung. Denn diese ist leider sehr unbefriedigend. Erstens Werden einer Figur Charaktereigenschaften unterstellt, die sie zuvor niemals gezeigt hatte. Zweitens enthüllt die Autorin am Ende eine wichtige Tatsache, ohne die die Aufklärung nicht denkbar wäre, die sie aber zuvor nicht einmal angedeutet hatte. Beides verstößt gegen eine Regel des klassischen englischen Kriminalromans, die besagt, dass der Leser, wenn er nur klug genug wäre, aus den Informationen im Text den Mörder selbst entlarven könnte. Und drittens wird am Schluss die Lösung zwar logisch erklärt, aber sie ist so vertrackt, dass sie nur wenig plausibel ist.

Trotzdem muss man *Kurz vor Mitternacht* zur Lektüre empfehlen, weil der Roman so ausgesprochen unterhaltsam erzählt und seine Figuren so differenziert und doch undurchschaubar beschrieben sind. Mit dem missglückten Schluss, der den Eindruck macht, die Autorin habe ihn erst kurz vor

Vollendung des Manuskripts ersonnen,
muss man sich notgedrungen abfinden.

thriller
ro
ro
ro

RAOUL ANDERLAND

Verrat ist kein Gesellschaftsspiel

Kriminalroman



Raoul Anderland

Verrat ist kein Gesellschaftsspiel

rororo 02 164 (TB 124 S./DM 2,80)

Reinbek bei Hamburg 1969

Genre: Thriller

Wenn man den Bahnhof von Zürich verlässt, die Limmatbrücke überquert und linker Hand in die Stampfenbachstraße einbiegt, stößt man nach kurzer Zeit auf das kleine Cafe.

Am frühen Nachmittag saßen nur zwei Gäste an dem Tisch gleich neben der Theke. Der Kellner spülte mißmutig Gläser und achtete nicht auf das Gespräch der beiden. Es wurde ohnehin auf englisch geführt.

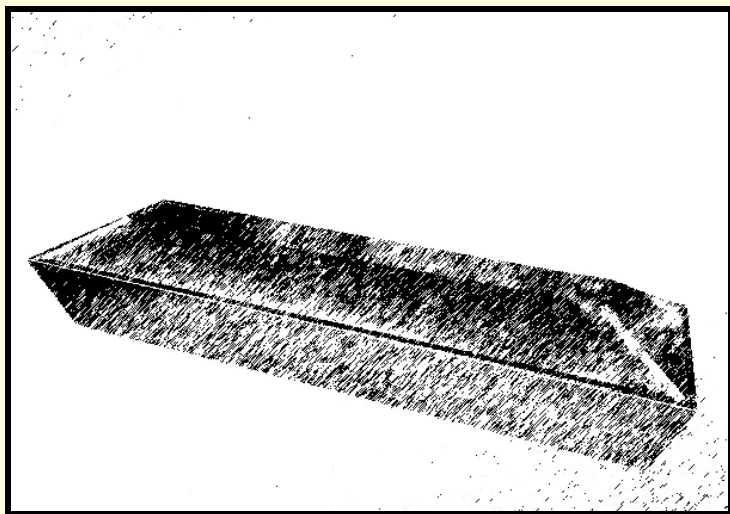
Der Eine: „Also, im Kaiserstuhl wird es klappen. Nur muß es bis zuletzt so aussehen, als ob ich mit der ganzen Sache nichts zu tun hätte. Wenn ich Ihnen schon diesen... diesen „Beweis meiner Ergebenheit“ liefern muß, will ich es wenigstens nicht umsonst tun. Wenn auch nur ein Funke Verdacht auf mich fällt, dann bin ich erledigt. Dann machen mich meine eigenen Leute fertig.“

Aber wenn nichts schiefgeht, kann ich nach einiger Zeit in das normale Leben zurückkehren. Allmählich werde ich dann eine... eine Korrektur meiner Haltung durchblicken lassen.“

Der Andere: „Die Spielregeln sind abgemacht. Man wird glauben, Sie seien bis zuletzt loyal geblieben; von Ihren Leuten haben Sie nichts zu befürchten. Wir werden für Ihre Sicherheit sorgen. Aber denken Sie daran: Wir wollen sie lebend! Nur unter außergewöhnlichen Umständen...“ (S. 8)

Drei Revolutionäre namens Daniel Varek, Red Monta und Robert Sterner mussten ihre Heimat verlassen und suchen nun Unterschlupf bei Lahmer, der ein Haus im Kaiserstuhl besitzt. Allerdings gibt es unter den Vieren einen Verräter, was die Revolutionäre auch ahnen, weshalb es bald zu Mord und Totschlag kommt.

Verrat ist kein Gesellschaftsspiel ist ein Thriller mit politisch-moralischem Hintergrund.



FRISCH GEDRUCKT

Erzählung

Christian Knieps

Es ist soweit. Er kann es nicht mehr aufschieben. Die Entscheidung, seine Entscheidung muss jetzt fallen, sonst ist der Zug für ihn abgefahren. Aaron setzt sich aufs Bett, steht wieder auf, setzt sich wieder hin. Steht wieder auf, geht durchs Zimmer, setzt sich zurück aufs Bett, macht sich lang, steht wieder auf, geht durchs Zimmer. Sie beobachten ihn, das ist ihm bewusst. Sie wissen alles über ihn, von ihm. Was er ihnen nicht erzählt hat, haben sie aus anderen Quellen. Er kann sich sicher sein, dass sie sogar mehr von ihm wissen, als er selbst. Die Uhr im kleinen Vorberei-

tungsraum tickt sanftmütig, kann Aaron aber nicht beruhigen. Ganz im Gegenteil, der Gleichschritt macht ihm bewusst, dass er sich nicht gegen das Voranschreiten zu erwehren vermag, ihm nicht entfliehen, die Zukunft nicht verhindern kann. Er muss die Entscheidung treffen. Er muss. Es gibt keine Freiheit, nicht zu wählen.

Wie aus dem Nichts trifft er die Entscheidung, geht mit Macht zur Türe, drückt die Klinke runter, tritt nach draußen in den Flur und nickt einem Mann zu, der in einem weißen Kittel gekleidet auf Aarons Erscheinen gewartet hat. Ohne ein Wort zu sagen, dreht sich der Mann um und geht den Flur entlang. Aaron hält Kontakt zu dem zügig schreitenden Mann und gelangt mit ihm zusammen an eine Türe, die durch das Vorhalten einer Magnetkarte mit einem elektrischen Zischen aufgeht. Der Weißkittel tragende Mann lässt Aaron den Vortritt, und plötzlich ist die Unsicherheit zurück. Soll er noch mal abrechnen? Sie haben ihm gesagt, dass es die letzte Chance sei, dieses Experiment durchzuführen – ansonsten würden sie sich den nächsten Probanden suchen.

Will er berühmt werden? Will er der erste Mensch sein, der von einem 3D-Drucker aufgelöst und an einem anderen Ort wieder ausgedruckt wird? Mit Mäusen und Affen hat es ja bereits schon geklappt, doch der Mensch scheint aufgrund seiner Komplexität anders zu sein. Obwohl ihm alle immer wieder beteuerten, dass der Mensch am Ende auch nichts anderes als eine Maus oder ein Affe ist. Materialtechnisch gesehen.

Dort vor Aaron ist das metallische Wannenbett, das wie ein Sarg aussieht. Aus kaltem, blankpoliertem Metall. Er weiß, was passieren wird. Eine Flüssigkeit wird ihn umgeben, vollständig. Er wird vorher eine Tablette nehmen, die ihn für zwanzig Minuten ohne Atmung überleben lässt. Eine der grundlegend nötigen Erfindungen für diese Art des Experimentes – das Versorgen des Körpers über die Sauerstoffspeicher der eigenen Zellen, um für einen kurzen Zeitraum in einem luftleeren Raum existieren zu können. Wenn die Flüssigkeit des Druckers um ihn herum ist.

Aaron sieht die Tablette auf einem nicht sehr besonderen Teller vor ihm liegen. Er

greift sie sich, zögert. Laut Aussage der Forscher ist er der ideale Versuchskandidat, auch wenn es noch mehr als nur ihn gibt. Aber seine Punktzahl war die höchste von denen, die schon eine hohe Punktzahl besitzen. Weil er nicht zu verlieren hat. Nichts, außer seinem Leben. Wenn er bei dem Versuch stirbt, wird er zu einer Schlagzeile. Wenn er überlebt, wird er zu einer Ikone. Ein neues Leben, in Reichtum und mit großer Aufmerksamkeit, die ihm entgegenschlagen wird. Wie die Tablette wohl schmecken wird?

Aaron schließt die Augen, unterdrückt jeden Gedanken, den sein Bewusstsein aufkommen lassen will und wirft die Tablette ein. Sie schmeckt nach nichts. Aaron braucht auch kein Wasser, er schluckt sie einfach so herunter. Das Aufschlagen auf den Boden merkt er schon nicht mehr.



AUF DER SUCHE NACH RICHARD UPTON PICKMAN

Erzählung

Andreas Müller

Thurbers Schritte erzeugten Echos, die wie Trommelschläge durch den Schacht hallten.

Erst als der stechende Schmerz in seiner Lunge unerträglich wurde, blieb er stehen, beugte sich nach vorn, legte die eine Hand auf sein Knie und die andere auf seine Brust. Sein schweißgetränktes Hemd klebte an seinem Oberkörper.

Dumpf grollend näherte sich ein Zug. Der grelle weiße Strahl der Scheinwerfer blendete ihn. Thurber richtete sich auf, legte für einen Moment den Kopf in den Na-

cken und blickte auf die Stahlträger und die Kabelschächte an der Decke, die sich wie eine überbelichtete Fotografie über ihm abbildete.

Ungewöhnlich langsam fuhr der Zug auf dem Nachbargleis vorüber. Die Fahrgäste in den Wagons waren klar zu erkennen. Eine Frau deutete auf Thurber und die Blicke der anderen folgten ihrem Fingerzeig. Er wedelte mit den Armen und schrie: „Haltet an! Helft mir! Sie werden mich töten!“

Alle Fahrgäste hielten den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und ihr maskenhaftes Lächeln zeugte von einer geradezu debilen Apathie. Allmählich verschwand der Zug aus Thurbers Blickfeld. Der U-Bahnschacht begann sich zu drehen. Thurber lehnte sich gegen die kalte Betonwand. Dann vernahm er hinter sich einen schrillen, zischenden Laut, der ihn erstarren ließ.

Ein heftiges Klopfen an der Tür riss ihn aus seinem Albtraum.

Es dauerte eine Zeit, ehe Thurber begriff, wo er sich befand. Das Sonnenlicht drang durch die Ritzen der herabgelassenen Jalousie und legte sich in schmalen gelben

Streifen auf den Dielenboden. Ein stechender Schmerz zog sich von seiner Stirn aus über die Schädeldecke bis hinunter in den Nacken. Thurber nahm die Whiskyflasche vom Nachttisch, trank, schüttelte sich und setzte die Flasche sogleich nochmals an.

Eine tiefe, männliche Stimme rief: „Thurber, hören Sie mich? Öffnen Sie!“

Thurber rollte sich zusammen wie ein Fötus, presste seine Fäuste gegen die Stirn und hoffte, der unerwünschte Besucher würde bald verschwinden. Doch der Mann hämmerte hartnäckig gegen die Tür. Schwerfällig schälte Thurber sich schließlich aus dem Bett und bewegte sich mit steifen Schritten ins Badezimmer, in dem es nach Urin und alter Wäsche roch. Er lehnte sich über die Toilette und spuckte gelben, zähflüssigen Gallensaft in die Schüssel. Zitternd richtete er sich auf und ging zum Waschbecken. Der ovale Spiegel über dem Becken zeigte zwei stumpfe, rote Augen in einem eingefallenen, zerfurchten Gesicht.

Thurber verließ das Badezimmer, öffnete die Haustür einen Spalt breit und fragte den Fremden, wer er sei und was er wolle.

„Mein Name ist Hugh Kirby. Ich bin Privatdetektiv, komme im Auftrag von Mrs. Reid und ich habe keine Lust noch länger hier in diesem Flur herumzustehen.“

Langsam zog Thurber die Tür auf. Der korpulente Besucher setzte ein Lächeln auf sein glattrasiertes Gesicht, schob seinen Filzhut in den Nacken und trat ein. Er legte die Daumen unter seine Hosenträger und inspizierte Thurbers Wohnung, als handle es sich um einen Tatort. „Bei Ihnen sollte mal jemand saubermachen, meinen Sie nicht auch? Lüften wäre auch keine schlechte Idee.“

Thurber massierte seine Stirn und sagte: „Was ist mit Anne?“

„Es geht ihr nicht besonders gut. Ihr Mann ist auf einem U-Bahnhof verschwunden.“

Das Wort *U-Bahnhof* ließ Thurber erschauern. Er wies Kirby einen Stuhl am Wohnzimmertisch, holte eine Flasche und füllte zwei Gläser. Kirby nahm Platz und betrachtete seinen Gastgeber eingehend. Thurber zog umständlich eine Lucky Strike aus der Schachtel und steckte sie sich in den Mund. Kirby riss ein Zündholz an, lehn-

te sich über den Tisch und hielt es unter die Zigarette.

„Lucy, die Tochter der Reids, war bei ihm. Seltsamerweise ist sie wieder aufgetaucht. Stand auf einmal irgendwo in der Nähe der U-Bahnstation auf der Straße herum. Ein Taxifahrer hat sich der Kleinen angenommen und sie nach Hause gebracht. Aber sie hat seither kein einziges Wort gesprochen.“

„Dieses Kind spricht ohnehin kaum ein Wort“, wollte Thurber sagen, besann sich jedoch eines Besseren und ließ Kirby weiterreden.

„Anne Reid wollte sich ein paar Tage später mit zwei Freunden ihres Mannes, Rosworth und Minot, im Künstlerklub treffen, um mit Ihnen über Dr. Reids Verschwinden zu sprechen. Als Mrs. Reid mit ihrer Tochter im Club ankam, waren Antiquitätenhändler gerade damit beschäftigt, die Bilder eines gewissen Richard Upton Pickman in ihren Lieferwagen zu schaffen. Dr. Reid hatte das noch vor seinem Verschwinden eingeleitet; er wollte diese wohl etwas furchterregenden Gemälde aus dem Klub entfernt wissen. Jedenfalls blieb die

kleine Lucy ganz gebannt vor den Bildern stehen und es gelang ihrer Mutter nur mit Mühe, sie zum Weitergehen zu bewegen.

Rosworth und Minot kamen übrigens an besagtem Tag nie im Klub an. Auch sie waren mit der U-Bahn unterwegs, auch sie wurden seither nicht mehr gesehen. Und dieser Pickman ist ja schon seit Wochen verschwunden. Mrs. Reid hat erwähnt, dass Sie mit Pickman in Kontakt standen. Ist das so?“

Thurber antwortete nicht. Er versuchte sich zu beherrschen, doch seine Hände zitterten und seine rechte Gesichtshälfte zuckte in einem fort.

Kirby stand auf, ging zum Fenster und schaute auf die Straße hinunter. „Wissen Sie was, Thurber: Ich bin froh, dass ich nichts mit Kunst zu tun habe. Kunstkritiker und Künstler scheinen in diesen Tagen zu verschwinden wie Kaninchen im Tuch eines Zauberers. Allerdings sind in der U-Bahn in den letzten Wochen auch ganz gewöhnliche Menschen verschwunden. Wussten Sie das?“

Kirby drehte sich um und hob den *Boston Herald* auf, der vor seinen Füßen lag.

„Vermutlich nicht. Sie scheinen nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit zu sein. Vier Wochen alt, das gute Blatt“, sagte er, tippte auf den oberen Rand der Seite, wo als Datum in dicken Lettern der 16. März 1925 prangerte, und warf die Zeitung auf das Sofa neben dem Fenster.

„Kommen Sie schon, Thurber, sprechen Sie mit mir!“

Thurber räusperte sich und berichtete mit brüchiger Stimme, was es zu berichten gab: „Ich bin Kunstkritiker, ja, ebenso wie Reid, Rosworth und Minot. Pickman tauchte vor etwa acht Jahren hier in der Stadt auf. Zunächst malte er fantastische Landschaften. Es waren gute Arbeiten, aber sie waren noch weit entfernt von der Perfektion, die er später an den Tag legen sollte. Irgendwann begann er diese infernalisches Hundewesen mit menschlicher Statur zu malen. Es klingt verrückt, aber desto grauenhafter seine Bilder wurden, desto genialer und desto *realer* wurden sie. Reid, Rosworth und Minot gingen bald auf Abstand zu diesem Mann, dessen Gesichtszüge – wie Reid einmal bemerkte – sich in einer so abscheulichen Weise verändert hatten, dass man sie

nicht mehr als menschlich bezeichnen konnte. Ich jedoch bewunderte Pickman nach wie vor. Pickman fühlte sich geschmeichelt und lud mich in seine Wohnung ein. Ein Angebot, das ich gerne annahm, arbeitete ich doch gerade an einer Abhandlung über makabre Kunst. Pickman war von meinen ersten Entwürfen sehr angetan und er wurde so eine Art Lehrmeister für mich. Stundenlang philosophierte er über die Darstellung des Alptraumhaften. Schließlich erzählte er mir, dass er mir noch bessere Bilder zeigen könne, die sich in seinem Atelier im North End befänden. Auch diese Einladung nahm ich an und das, was ich später im North End zu sehen bekam, Mr. Kirby, waren Bilder, die ebenso genial wie monströs waren. Ich muss gestehen: Ich war froh, als ich dieses baufällige Haus wieder verlassen konnte. Pickman habe ich danach nicht wiedergesehen.“

Kirby nahm seinen Hut ab, strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und betrachtete einige Zeit in stiller Meditation den marmorierten Lampenschirm an der Decke. Plötzlich sagte er: „Das war aber noch nicht alles, oder Thurber?“

„Nein. In Pickmans Atelier stand eine Kamera. Er sagte, er fotografiere Orte, die ihm dann als Hintergrund für seine Bilder dienten. Vor einem seiner Gemälde lag eine solche Fotografie auf der Staffelei. Aus einem Impuls heraus nahm ich das Bild an mich und steckte es in die Tasche. Angesehen habe ich es mir erst später.“

„Was war auf diesem Bild zu sehen?“

„Die Wesen, die Pickman malt: Es gibt sie wirklich! Eines davon war auf dem Foto. Ich kann nicht von Ihnen verlangen, dass Sie mir glauben, aber es ist die Wahrheit.“

„Wo ist diese Aufnahme jetzt?“

„Ich habe sie verbrannt.“

Kirby schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und verzog das Gesicht, als habe er Schmerzen.

„In dem Haus gab es eine Art Schacht. Während wir im Keller waren, erzählte Pickman die ganze Zeit über von unterirdischen Gängen, die sich wie ein Netz unter der Stadt hindurchziehen. Ich vermute, dass diese Wesen dort unten hausen. Wahrscheinlich graben sie Gänge, durch die sie sich an verschiedenen Stellen Zugang ins U-Bahnnetz verschaffen. Ich träume

manchmal von diesen Gängen. Ja, ich nehme in meinen Alpträumen sogar den Geruch von feuchter Erde wahr, der sich auf so ekelhafte Art und Weise mit dem Gestank der Bestien mischt.“

Kirby setzte seinen Hut auf und sagte: „Ich möchte, dass Sie mit mir zu diesem Haus fahren!“

Thurber riss die Augen auf und schrie: „Nein, nichts und niemand bringt mich dorthin zurück. Verdammte noch mal, Kirby, schauen Sie mich doch an! Ich bin ein Wrack! Seit ich in diesem Haus war, habe ich diese verfluchten Alpträume, in denen ich von Pickmans Höllenhunden durch die U-Bahnschächte gejagt werde. Diese Träume sind so verdammte real! Ich halte das nicht mehr aus!“

„Hören Sie, Thurber, da unten verschwinden Leute und Anne bittet Sie um Ihre Hilfe. Ich weiß, dass Sie ihr einmal ziemlich nah waren. Sie hat versucht, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Sie hat Ihnen einen Brief geschrieben, aber vermutlich leeren Sie im Augenblick Ihren Briefkasten eher selten. Doch es geht nicht nur um Anne und die Leute, die da unten verschwinden, es

geht auch um Sie. Glauben Sie wirklich allen Ernstes, Sie könnten hier in Ihrem Alkoholdelirium diesem Wahnsinn entkommen? Früher oder später saufen Sie sich tot oder verlieren den Verstand.“

Thurber hatte sein Gesicht in den Händen vergraben und schluchzte.

Kirby stand auf, stellte sich hinter seinen Gastgeber und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Keine Angst, mein Freund, ich werde die ganze Zeit über bei Ihnen bleiben. Es wird Ihnen nichts geschehen, das garantiere ich Ihnen.“

Beherrscht, aber dennoch gelassen steuerte Kirby seinen schwarzen Ford Phaeton durch die überfüllten Bostoner Straßen, während Thurber mit vor der Brust verschränkten Armen auf dem Beifahrersitz kauerte. Das Rattern des Motors und der Lärm der Stadt strapazierten seine geschundenen Nerven. Ein kalter, böiger Wind zog durch das geöffnete Fenster. Obwohl kein Tropfen vom Himmel fiel, roch der Wind nach Regen.

Thurber hatte im North End zunächst Schwierigkeiten, sich an die Straße zu erin-

nern, in der sich Pickmans Atelier befand. Doch plötzlich deutete er mit seinem Zeigefinger auf ein baufälliges Gebäude und rief: „Dort drüben ist das verfluchte Haus!“

„Sieht tatsächlich nicht gerade einladend aus, die Hütte“, meinte Kirby, parkte den Wagen am Straßenrand und lockerte seine Krawatte.

„Ich gehe nicht mehr in dieses Haus“, sagte Thurber, „ich habe Sie hierhergeführt, hineingehen müssen Sie allein.“

„Sicher, Thurber! Kein Problem. Ich bin in ein paar Minuten wieder bei Ihnen. Rennen Sie nicht weg!“

Als Kirby etwa zwanzig Minuten später aus dem Haus kam, war jegliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen. Auch der leicht spöttische Blick war ihm abhandengekommen.

„Mann“, sagte er, „was man da drinnen zu sehen bekommt, könnte auch den Hartgesottesten ins Irrenhaus bringen. Wenn Sie jemanden, der solche Bilder malt, als Genie bezeichnen, möchte ich nicht wissen, wie es in Ihrem Kopf aussieht.“

„Haben Sie etwas gefunden?“, erkundigte sich Thurber.

„Das kann man wohl sagen. Schauen Sie sich diesen Plan an. Es scheint tatsächlich zahlreiche unterirdische Gänge zu geben, die mit den U-Bahnschächten und der Kanalisation verbunden sind. Jedenfalls ist das auf diesem Plan, den ich im Keller gefunden habe, so eingezeichnet.“

„Wir sollten zur Polizei gehen, Kirby!“

„Nein. Ich gehe morgen mit ein paar Jungs darunter und knöpfe mir diesen Irren vor.“

„Das ist Wahnsinn!“, meinte Thurber. Dann sah er den Detektiv lange an und schließlich ging ihm ein Licht auf. „Ich verstehe, Sie wollen, dass Ihr Name in den Zeitungen auftaucht, wenn Sie den Fall aufgeklärt haben, richtig?“

Kirby schürzte die Lippen und lehnte sich über das Lenkrad „Nun ja, ein bisschen Publicity kann in meinem Job nicht schaden. Außerdem: Was hat die Polizei denn unternommen? Auf dem Revier hatte man Mrs. Reid gesagt, man werde der Sache auf den Grund gehen. Aber bislang hat keiner von denen auch nur einen Finger krumm gemacht. Und wenn *Sie* denen erzählten, im Bostoner U-Bahnnetz trieben sich Höllen-

hunde herum, würden die Ihnen vermutlich raten, einfach mal die Finger vom Alkohol zu lassen.“

„Auch Sie glauben nicht an die Existenz dieser Ungeheuer, nicht wahr?“

„Ehrlich gesagt, nein. Ich glaube, Ihr Genie hat schlichtweg ein makabres Hobby. Pickman treibt sich da unten mit ein paar Spießgesellen rum und schneidet hin und wieder jemandem die Kehle durch.“

„Kirby, Sie wissen nicht, auf was Sie sich einlassen. Es gibt diese Wesen. Ich sage Ihnen, das Foto war echt!“

„Selbst wenn es so sein sollte: Meine Jungs und ich werden auf alles vorbereitet sein.“

Kirby brachte Thurber nach Hause, reichte ihm seine Visitenkarte und meinte mit einem spitzen Lächeln, falls er morgen mit hinunter in den Untergrund kommen wolle, solle er ihn anrufen. Thurber steckte die Karte ein und stieg aus dem Wagen.

Mittlerweile prasselte ein heftiger Regen auf die Stadt nieder und in den Pfützen an den Rinnsteinen bildeten sich Blasen. Thurber zog sein Jackett über den Kopf und eilte in den Hauseingang. Ihm fiel der Brief ein,

von dem Kirby gesprochen hatte. Mehrere Kuverts lugten aus dem Schlitz seines Briefkastens hervor. Thurber nahm die Post aus dem Kasten, drückte sie gegen seine Brust und ging die breiten Stufen hinauf zu seinem Apartment im dritten Stock. Als er seine Wohnung betrat, schlug ihm ein süßlicher, muffiger Geruch entgegen. Er öffnete die Fenster und legte die Post auf den Tisch, die aus Rechnungen, diversen Einladungen zu Kunstausstellungen und Annes Brief bestand.

Anne berichtete, was Kirby bereits erzählt hatte. Aber auch über ihre Tochter Lucy hatte sie einige Zeilen geschrieben. Sie sei ja schon immer etwas in sich gekehrt gewesen (was für ein Euphemismus!), nun aber ginge eine Veränderung mit der Kleinen vor, die ihr wahnsinnige Angst mache.

Sie sitzt stundenlang apathisch da und starrt vor sich hin. Manchmal malt sie diese höllischen Wesen, die sie auf Pickmans Bildern gesehen hat. Es ist entsetzlich, einfach grauenhaft. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Du fehlst mir, Thurber. Komm mich doch bitte bald besuchen: Ich brauche Dich!

Alles Liebe
Deine Anne

Thurber zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch auf den Brief, den er in der Hand hielt. Er dachte an die Zeit, bevor Reid auftauchte. Wie er mit Anne am Bostoner Hafen den Kaimauern entlangflanierte. Sie betrachteten die ein- und ausfahrenden Schiffe und winkten den Leuten an Bord zu. Sie hatten so viel miteinander geteilt, so viel miteinander gelacht.

Doch dann kam Dr. Reid. Anne entschied sich nach langem hin und her für ihn und Thurbers Welt brach in Stücke. Anne flehte ihn an, nicht böse auf sie zu sein. Sonderbarerweise war er das auch nicht; er konnte sie sogar verstehen. Reid hatte sich damals schon einen Namen als Kunstkritiker gemacht. Seine Artikel fanden breite Resonanz, während Thurber mit seinem Hang zum Morbiden über Maler berichtete, die am Hungertuch nagten. Anne wollte eine Familie gründen, Sicherheit haben und dafür war Reid als Partner weitaus geeigneter als er. Dennoch blieb er mit Anne auch nach ihrer Hochzeit freundschaftlich ver-

bunden. Sie trafen sich in Cafés oder unternahmen kleine Ausflüge. Dann kam die Zeit, in der sie ihm von diesen Träumen erzählte, in denen Pickman ihr Schlafzimmer betrat. Die Träume seien *so ungewöhnlich konkret*, hatte sie immer wieder betont. Nach Lucys Geburt wurde sie immer kraftloser und deprimierter. Das Kind sei ihr auf eine unheimliche Art und Weise fremd, klagte sie. Dr. Reid heuerte ein Kindermädchen an. Aber auch die einfühlsame Isabelle hatte Schwierigkeiten, Zugang zu diesem seltsamen Mädchen zu finden.

Thurber füllte sein Glas zwei Finger breit, nahm einen kleinen Schluck und betrachtete die Regentropfen an der Fensterscheibe. Plötzlich wurde ihm klar, was Reids Verschwinden für *ihn* bedeuten könnte. Immerhin hatte Anne geschrieben, sie brauche ihn. *Junge, jetzt werden die Karten neu gemischt*, ging es ihm durch den Kopf. Einen Moment lang erschreckte ihn dieser Gedanke, dann aber zog er wie eine frische Brise durch sein vom Alkohol vernebeltes Gehirn.

Er ging ins Bad, wusch und rasierte sich und spürte das erste Mal seit Wochen, wie

etwas Leben in seinen gepeinigten Körper zurückkehrte. Kurze Zeit später nahm er Jackett, Hut und Regenschirm vom Kleiderständer und verließ das Apartment.

Draußen regnete es noch immer, jedoch bei Weitem nicht mehr so heftig. Thurber sah davon ab, seinen Stockschild zu öffnen, stattdessen ließ er ihn in Kreisen durch die Luft surren.

Die Welt war kein Abgrund mehr.

An der Ecke Randolph-Street stieg er in den 21er Bus. Alle Sitzplätze waren besetzt. Es machte ihm jedoch nichts aus zu stehen; er quetschte sich in den Gang und betrachtete die Leute. Zwei Hafenarbeiter mit dicken Wollmützen nickten zeitweise ein und wurden dann durch ein abruptes Bremsen oder eine scharfe Kurve wieder geweckt; ein Angestellter mit randloser Brille hielt den Griff seiner Aktentasche, die er auf seinem Schoß platziert hatte, mit beiden Händen umklammert und ein aneinandergeschmiegtes Liebespaar schaute mit verträumtem Blick auf die Leuchtreklame der Restaurants und der Kaufhäuser am Straßenrand.

An der Haltestelle Commonwealth-Avenue stieg er aus. Von der Haltestelle aus konnte man schon das alte Stadthaus sehen, in dessen viertem Stock die Reids ein Apartment besaßen. Vor dem Haus hatte sich eine Gruppe von Menschen versammelt. Zwei Polizeiwagen versperrten die rechte Fahrbahnspur und ihre auf die Kotflügel montierten Scheinwerfer tauchten die Szene in ein grelles Licht. Begleitet von einer bösen Vorahnung überquerte Thurber die Straße und hörte, wie ein junger Mann einen Zeitungsjungen fragte, was los sei.

„Da ist eine Frau aus dem Fenster gesprungen“, antwortete der Junge.

Hastig bahnte Thurber sich einen Weg durch die Schaulustigen. Anne lag auf dem Asphalt, ihre Arme und Beine auf groteske Art und Weise verrenkt. Eine Blutspur zog sich über ihre Lippen und ihr Kinn.

Niemals zuvor, nicht einmal in Pickmans Atelier, hatte sich Thurber so sehr vom Leben getrennt gefühlt wie in diesem Moment.

Zwei Polizisten führten Isabelle aus dem Haus. Sie hatten ihr eine Decke über die Schulter gelegt. Ihr Blick war starr vor Ent-

setzen. Thurber winkte er ihr zu, doch sie reagierte nicht.

Ein weiterer Polizist sprach mit einer Mieterin. Die Frau sagte: „Ich kam vom Markt und noch bevor ich das Haus betrat, stürzte Anne ... Ein Mann kam mit der kleinen Lucy aus dem Eingang ...“

Der Frau versagte die Stimme. Sie fing an zu weinen und schlug die Hände vors Gesicht. Der Polizist legte seine Hand auf ihren Unterarm und bat sie, fortzufahren.

„Dieser Mann hatte ein spitzes, vogelähnliches Gesicht. Ganz hager war er. Trug einen feinen Anzug. Die Haare hatte er mit reichlich Pomade nach hinten gelegt. Und diese Augen, diese stechenden Augen!“

Pickman! Diese Frau sprach von niemand anderem als von Richard Upton Pickman.

„Aber die Lucy schien aus freien Stücken mit ihm zu gehen, so als kenne sie diesen Kerl. Hand in Hand liefen sie die Straße hinunter.“

Zwei Sanitäter legten eine grobe, graue Woldecke über Annes Leiche. Die Polizisten gingen mit ausgebreiteten Armen auf die umherstehende Menge zu und forderten

die Leute zum Weitergehen auf. Thurber drehte sich langsam um und ging der Arkham Lane entlang. Es regnete nicht mehr, aber ein eiskalter Wind zog durch die Häuserschluchten. Wie ein Phantom glitt Thurber auf dem breiten Gehsteig zwischen den Passanten hindurch.

Zwei Blocks weiter befand sich ein Speakeasy namens *Nightmare Jack*. In der Spekulnke konnte man zu jeder Tages- und Nachtzeit Alkohol bekommen. Thurber öffnete die grüne Holztür. Ein dichter Nebel aus Zigarren- und Zigarettenrauch füllte den Raum. Er setzte sich auf einen Barhocker am Tresen und bestellte ein Bier. Im Spiegel des Barschranks betrachtete er sein ausgemergeltes Gesicht.

Diese Bestie Pickman musste zur Strecke gebracht werden!

Neben einer Seitentür, die zu den Toiletten führte, stand eine Telefonkabine. Thurber griff in seine Tasche, kramte Kirbys Visitenkarte hervor, ging zum Telefon, nahm den Hörer in die Hand und ließ sich verbinden. Als Kirby von Annes Tod erfuhr, versagte ihm die Stimme. Thurber hatte schon am Vormittag den Eindruck gehabt, dass er

in Anne Reid mehr als nur eine Klientin sah. Thurber sagte, er würde am kommenden Tag mit ihm und seinen Männern in den Untergrund gehen.

„In Ordnung,“, antwortete Kirby nach einer etwas zu lang geratenen Pause, „ich hole sie um sechs ab.“

Als Thurber am Morgen aufstand, konnte er sich das erste Mal seit Langem wieder daran erinnern, wie er zu Bett gegangen war. Draußen war es noch dunkel und im Raum roch es nach Kaffee. Die Kanne stand auf dem Tisch. Thurber schenkte sich eine Tasse ein und versetzte sie mit einem Schuss Whiskey. Würde er jetzt den Alkohol vollständig absetzen, zitterte er am ganzen Körper. Die Kunst bestand darin, den richtigen Pegel zu finden und das gelang ihm seit dem vorangegangenen Abend ganz gut.

Die Tür zum Arbeitszimmer stand offen. Auf dem Schreibtisch stapelten sich Unterlagen über makabre Kunst, die er für seine Monographie gesammelt hatte. Dieses Buch würde nie erscheinen. Thurber wollte – sobald dies hier vorbei war – nie wieder etwas mit makabrer Kunst zu tun haben.

Kirby erschien wie vereinbart um sechs Uhr mit seinem Wagen vor Thurbers Haus. Auf der Rückbank saßen zwei Männer, die der Detektiv als Carter und Smith vorstellte. Thurber nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Carter lehnte sich mit der Karte in der Hand, die Kirby in Pickmans Haus gefunden hatte, nach vorn und gab sie Thurber.

„Falten Sie das Ding auseinander!“, sagte er.

Auf dem Plan waren vier Punkte sowie einige Linien eingezeichnet, die sich in der Mitte trafen. Carter erklärte Thurber, dass vier Gruppen an verschiedenen Stellen zur gleichen Zeit in den Untergrund gingen und sich den Linien entlang bewegten. Früher oder später käme es zur *Feindberührung*. Nach dieser knappen Erläuterung nahm Carter die Karte wieder an sich und faltete sie auf der Rückbank zusammen.

Während der Fahrt sprach keiner der Männer ein einziges Wort.

Vor dem dunklen Gebäude im North End holte Smith ein Seil und einen Flammenwerfer aus dem Kofferraum des Phaetons.

„Wir werden die Bastarde da unten grillen“, sagte er zu Thurber.

Im Keller des Hauses betrachtete Carter Pickmans Bilder. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Allmächtiger! Und von so einem Ding gab es ein Foto?“

„Ja. Gut möglich, dass wir diesen Viechern da unten begegnen werden“, antwortete Thurber.

„Wo ist der Schacht?“, fragte Smith, der offensichtlich nichts von den Bestien hören wollte. Kirby wies ihm wortlos den Weg in den Nebenraum.

Smith beugte sich über das Mauerwerk. Dann befestigte er das Seil, ließ es in den Schacht hinab und sagte: „In Ordnung, lasst uns runtergehen!“

Im Kanalgang ließ Kirby den Lichtkegel seiner Taschenlampe über das gewölbte Backsteinmauerwerk gleiten. Es roch nach Moder und Fäulnis; ein Miasma, das Thurber bereits bei seinem ersten Besuch in Pickmans Atelier wahrgenommen hatte. Außer dem unregelmäßigen Fallen von Wassertropfen war nichts zu hören. Langsam setzte sich der kleine Trupp in Bewegung.

Einige Zeit später verzweigte sich der Gang. Smith drehte sich um und sah Kirby fragend an. Der Detektiv meinte: „Keine Ahnung, was das soll, laut Plan müsste es eigentlich bis zum U-Bahntunnel immer geradeaus weitergehen.“

„Ich weiß“, antwortete Smith gereizt, „ich kenne den Plan. Diese Sache hier gefällt mir nicht.“

In diesem Moment drängten sich Thurber einige Fragen auf: Wieso hatte dieser Plan in Pickmans Atelier gelegen? Pickman hatte bei ihrem gemeinsamen Besuch die Tür aufschließen müssen. Kirby aber musste sie offen vorgefunden haben, jedenfalls hatte er nichts davon gesagt, dass er sie aufbrechen musste. Pickman war alles andere als ein Idiot, er konnte sich denken, dass Thurber früher oder später jemanden in seinen Unterschlupf führen würde. Hatte Pickman alles inszeniert, um sie absichtlich in den Untergrund zu locken? Was zum Teufel tat er eigentlich hier unten mit diesem Kirby und seinen *Männern*, die er vermutlich aus einer Bürgerwehr rekrutiert hatte?

Smith wollte gerade etwas sagen, als ein schrilles, unglaublich hohes Zischen durch den Schacht tönte. Man konnte unmöglich auszumachen, woher das Geräusch kam.

„Wir bilden einen Kreis und halten alle Gänge im Blick!“, rief Smith.

Für einen Moment war alles still, dann hallte ein entsetzlicher Schrei durch den Untergrund. „Verdammt, das war Hendriks“, brachte Carter hervor.

Weitere Schreie bellten durch das Mauerwerk und Carter nannte mit vor Entsetzen bebender Stimme die Namen der Männer, deren Schreie zu hören waren. „Wir müssen aus diesem Schacht raus, und zwar schnell!“, rief er.

„Halts Maul!“, herrschte Smith ihn an.

„Wir gehen hier entlang!“ Smith deutete mit dem Rohr seiner Waffe in den breiteren Gang.

In diesem Augenblick tauchte aus dem Dunkel heraus ein Mann auf und Kirby hätte ihn beinahe erschossen. Erst im letzten Moment erkannte er, dass es sich um einen seiner Leute handelte. „Um Himmels willen, Meyer, was ist geschehen?“, rief er.

Doch Meyer antwortete nicht, stattdessen *lachte* er wie eine Hyäne. Unter konvulsivischen Zuckungen zog er weiter entlang des Ganges in die Richtung, aus der Thurber, Kirby, Smith und Carter gekommen waren. Dann näherten sich Pickmans Hundewesen.

„Passen Sie auf!“, schrie Thurber.

Smith jagte einen Feuerstoß in den Gang. Eine der Kreaturen stand lichterloh in Flammen und ihr bizarres Gekreische drang den Männern wie eine Kreissäge ins Gehör. Smith kam nicht mehr dazu, seine Waffe ein weiteres Mal einzusetzen. Drei der Bestien stürzten sich auf ihn und Carter.

Kirby rannte in den engeren Gang und Thurber hastete ihm hinterher. Der Detektiv hatte die Taschenlampe ausgeschaltet und man konnte kaum mehr die Hand vor Augen sehen. Trotzdem erkannte Thurber, dass Kirby stehengeblieben war und sich an die Wand lehnte. Thurber, der nun ganz dicht neben ihm stand, wollte etwas sagen, aber Kirby legte den Lauf seines Revolvers auf seine Lippen. Beide versuchten, so ruhig wie möglich zu atmen.

Ein leises Zischen war zu vernehmen und im nächsten Moment erschien ein klaffendes Maul, das Kirbys Kiefer aufriss. Wie von Sinnen rannte Thurber durch den Gang, bis ihm schließlich Pickmans Höllenhunde entgegenkamen. Die einzige Ausweichmöglichkeit bildete ein Tunnel, der rechter Hand vom Gang aus abging. Vermutlich hatten ihn diese infernalischen Wesen gegraben. Thurber schlüpfte in gebückter Haltung hinein, musste sich aber bald auf allen Vieren weiterbewegen. Auf seinen Handflächen und Knien spürte er die kalte, feuchte Erde. Der Tunnel mündete in einem Raum, in dem sich ein Schaltpult befand. An den Wänden hingen Graphiken und Fahrpläne. Es handelte sich wohl um eine Art unterirdischen Stellwerks. Der auf dem Boden liegende, grauenhaft zugerichtete Körper, an dem blaue Stoffreste einer Bahnuniform hingen, bestätigte diese Annahme.

Thurber lehnte sich an das Schaltpult und schloss die Augen. Seltsamerweise war er für einen Augenblick vollkommen ruhig. Doch dann hallte wieder dieses schrille, zischende Geräusch durch den Untergrund.

Thurber riss die Augen auf. Langsam schälte sich eines der dämonischen Hundewesen aus dem Tunnel.

Weshalb war er nicht schon lange tot? Schonten ihn diese Ungeheuer auf Pickmans Geheiß? Wenn ja, was hatte der Wahnsinnige mit ihm vor?

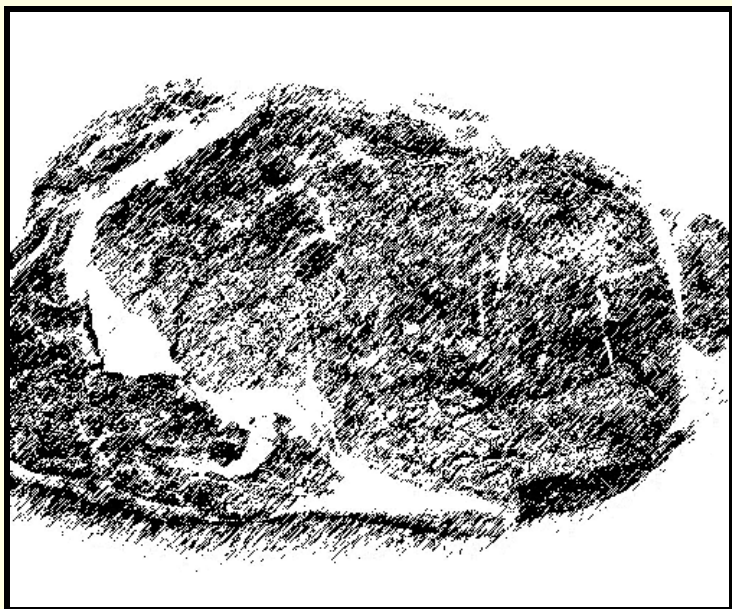
Thurber riss eine Eisentür auf und befand sich nun in einem U-Bahnschacht, wo ihm bald weitere Bestien entgegenkamen. Es war wohl kein Zufall, dass genau an dieser Stelle erneut ein Tunnel abging, dessen Erdaushub in kleinen Hügeln entlang der Schienen verteilt lag. Diese Höllenhunde lenkten ihn in eine bestimmte Richtung! Thurber hörte auf zu rennen; es war ohnehin zwecklos. In der Ferne sah er ein Licht, darauf steuerte er zu. Bald drangen Ausrufe qualvollen Leidens an sein Ohr.

Schließlich betrat Thurber einen großen Raum. An der gewölbten Decke hingen gewaltige Kronleuchter, die den grotesken Schauplatz in ein fahles Licht tauchten. Was sich in diesem ovalen Raum abspielte, stellte selbst die albtraumhaften Szenen eines Goyas in den Schatten.

In der Mitte lagen Tote. Überall wimmelte es von diesen Höllenhunden. Minot, Rosworth und Reid vegetierten in kleinen Käfigen, in denen sie weder stehen noch liegen konnten, vor sich hin. Über Minots verdrehten Augen lag bereits der Schleier des Wahnsinns. Pickman stand mit Lucy an einer Staffelei und half ihr bei der Führung des Pinsels. Pickman hatte sich nun auch physisch teilweise in eines der Ungeheuer verwandelt. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Lippen – nunmehr eher Lefzen – reichten ihm bis zu den Ohren und seine aufgeplatzten Schnürstiefel ließen krallenartige Pfoten erkennen.

Bei den Käfigen stand ein Schreibtisch, zu dem eines der Wesen Thurber jetzt drängte. Auf dem Tisch stand zwischen zwei dreiarmligen Jugendstilleuchtern eine Remington-Schreibmaschine. Pickman wandte sich Thurber zu, hob die Hand zum Gruß und sprach mit feierlicher Stimme: „Mein Lieber, hier werden Sie Ihre Abhandlung über die Bedeutung der makabren Kunst schreiben und ich weiß: Es wird ein großes, ein vollkommenes Werk werden. Seien Sie sich meiner tatkräftigen Unter-

stützung gewiss! Verehrter Freund, ich heiße Sie in unserer Mitte herzlich willkommen.“



FLEISCH

Erzählung

Michael Wiedorn

Im Schaufenster liegt Fleisch aufgebahrt. Aufgeschnittene Würste, deren offene Schnittflächen rotes Rindfleisch mit weissen Fettkügelchen durchsetzt zeigen, von weisser oder rot-brauner Haut überzogen. Das Rot geht an einigen Stellen ins Violett über. Ein grosses, formloses Stück Rinderkadaver. Scharlach wie ein Gesicht nach einem Faustschlag – durchzogen von Kanälen und Flüssen mit Fett angefüllt. Manchmal zieht es sich als durchsichtiger Schleier hin. Die Sehnen und Muskeln eines kraftstrotzenden Rindes. Es weckt die Lust nach Blut – fließender, roter Kraft. Das blanke, reine

Weiss der Porzellanschüssel. Mit fahler, leicht bläulich schimmernder Haut überzogenes Geflügel hängt an eisernen Haken. In der Mitte der Auslage hängt der nackte, aufklaffende Leichnam eines geschlachteten Ochsen – an den Beinen aufgehängt. Auf beiden Seiten des gemordeten Tieres stehen Vasen mit purpurnen Rosen. Einige Blütenblätter sind abgefallen und liegen auf den sauber leuchtenden Kacheln. Eine Messingschale mit violetten Weintrauben. Die Kacheln des Metzgerladens strahlen.

Ein splitter nackter Mann wird von Beilen und Äxten angegriffen. Die Haut des Opfers glänzt von Angstschweiss. Der europäische Mensch sieht dem Schwein ähnlich. Weiss-rosa ist sein Körper. Er bricht zusammen. Die Augen ratlos vor Entsetzen aufgerissen wie die einer erschrockenen Kuh. Er versteht nicht. Sein Körper kotzt das Rot seines Blutes auf die blendende Reinheit der Fliesen.

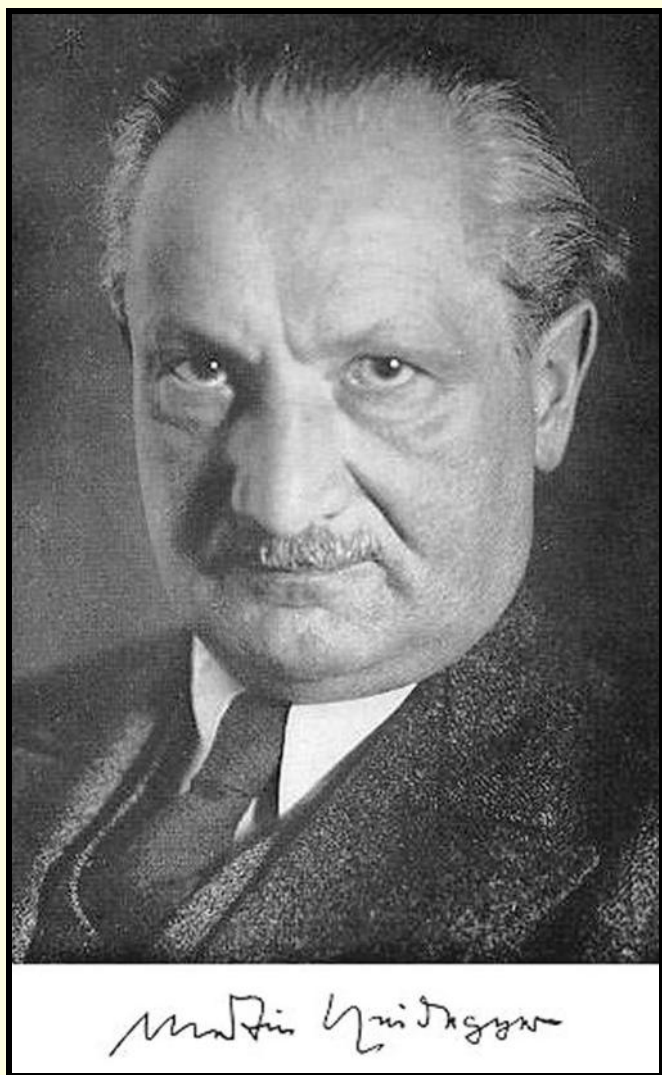
„Macht insgesamt 28,50 Euro, bitte!“ – sagt der Fleischer zur Kundin. Auf der Theke liegen drei säuberlich in rosa Papier gewickelte Päckchen. Koteletts und Schnitzel braten gut gewürzt in der Pfanne. Die

Hausfrau nimmt aus ihrem Geldbeutel einen Schein und etwas Kleingeld und überreicht das Geld dem Metzger. Der junge Mann zwinkert der Frau Komplizenhaft zu und streicht die Bezahlung ein. Unter seiner Gesichtshaut will das aufgestaute Blut seinen Kopf auseinander sprengen. Sein hartes Antlitz leuchtet so purpurn, dass er sich als zu verkaufendes Fleisch zur anderen Ware legen könnte. Ein Schuss hat die Brust des Soldaten im Krieg getroffen. Eine quellende Wunde. Der Soldat spuckt Blut, das ihm Heimat ist. Er ist ein Mörder. Er steht mit einer von Tierblut besudelten Gummischürze bekleidet im Schlachthof und wäscht mit aus einem Schlauch hervorschiessendem Wasserstrahl sein eigenes Gedärme von den Wänden. Er ist ein vom Jäger erlegter Hirsch, der einen Bauchschuss verpasst bekommen hat. Die Augen des Tieres sind vor ratlosem Entsetzen aufgerissen wie die Augen eines erschrockenen Kindes.

Der verendende Hirsch spuckt Blut.

Hirschragout mit Pilzen – dazu grüner Blattsalat und dazu ein entsprechender Wein.

Die Gemahlin stösst mit ihrem Gatten
an.



Martin Heidegger (1889–1976)

UNENDLICHE ZEIT (HEIDEGGER) Einstein 99 Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Werke 9. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 609, Frankfurt am Main 1970. Zitiert als „Naturphilosophie“.

– Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1993. Zitiert als „Sein“.

– Plotin: Plotins Schriften. Band IVa. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1967. Zitiert als „Plotin IVa“.

Ist unendliche Zeit möglich? Unendlich: das heißt doch, wir reihen eine Stufe an die andere, eine von derselben Stufe an die andere, rein mechanisch, ohne klares inhaltliches Denken oder Bedenken. So die Zeit: ein Jahr nach nach dem andern, und so weiter. Indes ist das – inhaltlich – überhaupt möglich? Oder tut sich da – inhaltlich – zeitbestimmt etwas, welches das rein mechanische, das rein abstrakte Zeit-Verabreichen verunmöglicht oder aufhebt?

Martin Heidegger hierzu:

„Am eindringlichsten offenbart die Hauptthese der vulgären Zeitinterpretation [also der billig-vordergründigen Zeitauslegung], daß die Zeit ‚unendlich‘ sei, die in solcher Auslegung liegende Nivellierung [Gleichmachung, Einebnung aller Unterschiede] und Verdeckung der Weltzeit und damit der Zeitlichkeit überhaupt.“ (Heidegger: Sein, S. 424)

Man beachte bitte, wir haben in vorstehendem Zitat also mehrere wesentliche Begriffe: da ist die billige vordergründige Zeit, wie wir sie alle (auch als langweilig) erleben. Daneben oder darüber findet sich die „Weltzeit“, das ist die Zeit Gottes, welche nicht nur langweilig und gleichgültig verstreicht, sondern in welcher zweifellos ein Sinn enthalten sein muß, auch wenn sich derselbe uns heute noch nicht so ganz aufschließt.

Also, die Zeit ist (billigem Dafürhalten zufolge) zunächst gleichförmig, leer, mithin unendlich. Unaufhörlich schleppen sich dieselben Jahre – endlos, unermüdlich, gewissermaßen ohne Bedenken – dahin, selbst ungeachtet der Tatsache, daß sich die Jahre ja wohl nach dem Umlauf der Erde um die Sonne richten (und auch dieser, mit Verlaub, wird irgendwann einmal enden). Jedenfalls sind die Jahre auf die Sonne sowie auf die dieselbe umkreisende Erde angewiesen.

Martin Heidegger entsprechend weiter:

„Die Zeit gibt sich zunächst als ununterbrochene Abfolge des Jetzt. ... Hält

sich die Zeitcharakteristik primär und ausschließlich *an diese Folge*, dann läßt sich in ihr als solcher grundsätzlich kein Anfang und kein Ende finden. ... Die Zeit ist daher ‚nach beiden Seiten‘ hin endlos.“ (Heidegger: Sein, S. 424)

Wir haben hier also die „schlechte Unendlichkeit“ vor uns, um vor allem mit Hegel zu sprechen. Das heißt, dies ist eine Endlosigkeit, welche jedes Sinns oder Inhalts entbehrt. Welche darum leer, genauer: falsch ist. Es hat noch niemals genützt oder gedient, Zahlen inhaltsleer beliebig aufzuhäufen. Viel interessanter ist also auch bei jeder Operation mit Zahlen die Frage nach Sinn und Inhalt.

Wie erklärt sich, nach Heidegger, die Außerachtlassung der Weltzeit (Gottes Zeit) und die reine Beachtung der vordergründigen Zeit? Heidegger:

„Worin gründet aber diese Nivellierung der Weltzeit und Verdeckung der Zeitlichkeit?“ (Heidegger: Sein, S. 424)

Antwort des Philosophen, es handelt sich dabei um „die verdeckende Flucht des Daseins vor seiner eigentlichen Existenz“ (Heidegger: Sein, S. 424).

Warum kleben wir also an der vordergründigen Zeit, warum ziehen wir es vor, in die billige Zeit oder in der bequemen Zeit zu flüchten, worin es – ohne Bedenken – ein immer mehr und ein immer weiter desselben auch durchaus Eintönigen gibt?

Liegt es daran, daß wir es schlicht und einfach gewöhnt sind, und daß wir deswegen nicht mehr davon lassen können oder wollen? Heideggers Antwort:

„In der besorgten Flucht liegt die Flucht vor dem Tode...“ (Heidegger: Sein, S. 424)

Entsprechend, Heidegger weiter (wenn also dasselbe sich scheinbar endlos immer wiederholt:

„Bis zum Ende ‚hat es immer noch Zeit‘.“ (Heidegger: Sein, S. 425)

Mit der Endlosigkeit der Zeit unterstellen wir demnach in gewisser Weise auch unser eigenes, in irgend einer Form endloses Sein, entsprechend Heidegger:

„... ‚jetzt erst noch das, dann das, und nur noch das und dann...‘. Hier wird nicht etwa die Endlichkeit der Zeit verstanden, sondern umgekehrt, das Besorgen geht darauf aus, von der Zeit, die noch kommt und ‚weitergeht‘, möglichst viel zu erraffen. Die Zeit ist öffentlich etwas, was sich jeder nimmt und nehmen kann.“ (Heidegger: Sein, S. 425)

Wir entnehmen also der begehrliehen vordergründigen Zeitbetrachtung das vordergründige Motto: immer noch ein paar Minuten (überwiegend wertlosen Treibens) mehr. Die Zeit Gottes (die Weltzeit) bleibt dabei ganz unbeachtet. Indes, man bedenke jäh, die Zeit Gottes darf nicht verplempert, sondern sie muß erfüllt sein. Womit wir wieder beim Zeit-Inhalt wären. Damit ist das endlos leere Aufhäufen inhaltlich unerfüllter zeitlicher Reihen untersagt oder schlichtweg ausgeschlossen. In der Ent-

wicklung gibt es gewiß auch Erprobung und Wiederholung, ohne diese Absicherung kann es nicht gelingen. Bei Gelegenheit steigen wir aber eine Stufe höher, indem wir dem tieferen Sinn (aus der Vergangenheit vermittelt, in die Zukunft wägend) nachspüren.

Klassische historische Frage, etwa mit Plotin: wann begann die Zeit? Wann begann die Bewegung? Unendliche Zeit wäre unendliche Bewegung, ist das möglich?

„... die unsinnige Behauptung, welche besagt, man könne jederzeit von jeder beliebigen Bewegung etwas abnehmen und es gebe weder einen Anfang der Zeit, in welcher und seit welcher sie begann, noch auch einen Anfang der Bewegung selber...“ (Plotin IVa, S. 141)

Zur Erinnerung: Zeit und Bewegung hängen innig zusammen. Keine Zeit ohne Bewegung. Keine Bewegung ohne Zeit. Hätte die Zeit angefangen, so würde mit ihr die Bewegung beginnen, und umgekehrt. Grundlage des Ganzen in letzter Instanz aber ist

Gott. War „er“ jemals unbeweglich und ist dann in Bewegung geraten? Wie hätte das geschehen sollen? Wie immer man sich also Gott vorstellt, er war immer auch schon Bewegung, falls man sich spontane Ortsveränderung oder Anwesenheit allüberall so vorstellt. Also war auch die Gottes-Zeit (oder die all-übergreifende Zeit) schon immer.

Die Dinge bewegen sich, und Gott ist – demnach auch zeitlich – stets zugegen. Plotin hierzu weiter:

„... womit sich denn ergeben würde, daß die eben begonnene Bewegung seit unendlicher Zeit in Bewegung ist und daß die Bewegung selber auf den Beginn hin unendlich ist. Denn diese unsinnige Folgerung ...“ (Plotin IVa, S. 141)

Man muß hier unterscheiden: Bewegung von „etwas“ (irgend etwas physikalisch Seiendem) und „Bewegung“ Gottes. Wofür gilt: die all-umgreifende Bewegung (oder das Sein) Gottes ist unendlich. Dafür einen Anfang oder eine Grenze setzen zu wollen,

wäre gleichbedeutend damit, für das Sein einen Anfang oder eine Begrenzung zu setzen. Woraus im Falle des Anfangs wiederum folgte, daß das Sein, da es ja begann, vorher nicht war, mithin aus dem Nichts kommt. Und das ist reiner Unsinn.

Doch auch die Frage einer fehlenden Begrenzung des Seins (des Universums) wirft hier ein interessantes Licht herein. Denn, wie wir schon wiederholt sagten, das Universum ist in sich zurückgekrümmt oder geschlossen. Insofern, mit dieser einzigen richtigen Betrachtung, entfällt eine angebliche kosmische Grenze. Ich erinnere einmal mehr an den Möbius-Streifen, der uns auf einfachste Weise vorführt, wie eine Schleife durch Krümmung in sich selbst mündet. Und das, wohlgemerkt, kann man mit Händen greifen. Plotin hierzu weiter:

„In Wahrheit steht nichts im Wege, daß, wie die Verwirklichung im Zeitlosen stattfindet, so auch die Bewegung im Zeitlosen anhebt und die Zeit erst hinzutritt, indem die Bewegung eine nach der Größe bestimmte wird.“ (Plotin IVa, S. 141)

Also, „die Bewegung hebt im Zeitlosen an“. Hierzu wäre abermals anzumerken: Zeit und Bewegung sind aufs engste miteinander verknüpft. Das eine vom anderen zu trennen, ist nicht möglich. Wir sprechen hier aber immer von den vordergründig-physikalischen Dingen. Gott steht bekanntlich über ihnen. Zeit und Bewegung heben darum mit oder in Gott an, sofern man insofern überhaupt einen physikalischen Anfang setzen möchte.

Interessant bezüglich der Zeit ist hier, man sagt nämlich nicht ohne Grund, daß Gott auch die Zukunft schauen kann. Das weiß man daher und begründet es damit, weil sich diese Erkenntnis bis zu gewissen Graden einzelnen Menschen vermittelt. Sie wissen also, was ihnen etwa Nachteiliges für die Zukunft bevorsteht, und können sich davor hüten. Daraus (aus diesem Zukunfts-Wissen) folgt aber auch, Gott befindet sich eindeutig außerhalb der vordergründigen Zeit und Bewegung.

Wie soll man sich das vorstellen, da ist etwas (Gott nämlich), der sich über die physikalischen Dinge (mit Zeit und Bewegung) erhebt. Gewiß, es kann ja gar nicht anders

sein. Denn Gott, mit Verlaub, ist ewig. Wie anders sollte man sich dies erklären können?

Also nochmals: das Ganze per Zeit und Bewegung beginnen zu lassen, hieße, Gott „beginnen“ zu lassen, und das ist Unsinn. Dann könnte man läppischerweise ja auch fragen: Wer hat den Schöpfer von allem geschaffen? Oder hat er sich selbst an den Haaren aus dem Nichts gezogen? Gott steht über den Dingen, demnach eindeutig auch über Zeit und Bewegung.

Man bedenke aber, das Ganze ist nicht so fragwürdig oder kompliziert, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn je größer die Dinge, desto einfacher sind oder werden sie. Gott ist bekanntlich das Größte, demnach ist er das Einfachste, was wir uns auch nur vorstellen können. Man vermerke folglich, Gott ist nicht nur höchst einfach, sondern, und das gehört dazu, er ist auch in uns drinnen. So hört er auch schweigend alles, was wir je überlegen, nach Maßgabe, ob und wie wir es verwirklichen sollen.

So, denn also, die universale Welt ist (wie der Möbius-Streifen) in sich geschlos-

sen. Nach Hegel ist folglich der Kreis die Dimension der Zeit. Aber mehr noch, wir staunen, das Ziel der Zeit ist – jedenfalls nach Hegel – die Vergangenheit:

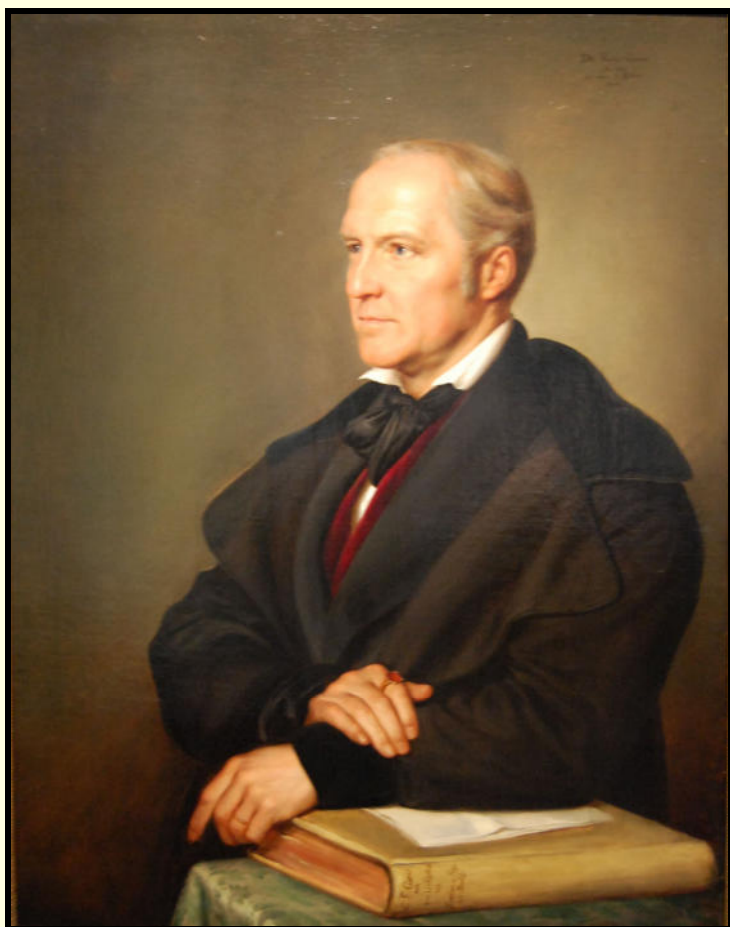
„Diese Rückkehr der Linie ist die Kreislinie: das Jetzt und Vor- und Nachher, das sich mit sich zusammenschließt, die Gleichgültigkeit dieser Dimensionen, so daß das *Vor* ebensosehr ein *Nachher* ist als das *Nach* ein *Vor*. ... Die Kreisbewegung ist die räumliche oder bestehende Einheit der Dimensionen der Zeit. Der Punkt geht auf einen Ort, der seine Zukunft ist, und verläßt einen, der das Vorbei ist; aber das, was er nach sich hat, ist zugleich das, wohin er erst kommen wird; und beim *Vor*, zu dem er gelangt, war er schon. Sein Ziel ist der Punkt, der seine Vergangenheit ist; es ist die Wahrheit der Zeit, daß nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit das Ziel ist.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 59)

Man beachte bitte, das gilt aber nur, wenn man, wie Hegel anführt, den Kreis als „Dimension“ der Zeit annimmt. Hier – gewiß

auch in Betrachtung der „Ewigkeit“ – stellt sich die Frage, ob sich kosmisch alles im Kreise bewegt, daß also die Vergangenheit wiederkommt und gewissermaßen die Zukunft verkörpert. Das ist die Frage nach Zeit und Ewigkeit: wiederholt sich alles? Ist alles demnach ein öder, leerer Kreislauf? Kommen wir nie und nimmer „höher“ hinauf?

Ich möchte bemerken: die Entwicklung lehrt uns etwas anderes: sowohl die Gesellschaft wie der einzelne schreiten voran, selbst, wenn begangene Fehler der Vergangenheit wiederholt werden, insgesamt geht es – wohlgenut – höher hinauf. Von einem läppisch, leeren Gleichlauf in dem Sinne, daß die Geschichte sich öde wiederholt, kann keine Rede sein. Was aber ist dann Ewigkeit, wenn sie sich NICHT im Kreise erschöpft? Gelangen wir dann – ewiglich gesehen – nicht näher zu Gott hinauf? Und gleichzeitig sei bedacht: die Ewigkeit, wie bereits dargetan, ist nicht später, sondern sie ist auch jetzt, hier und heute. Oder, wenn man auf die ewige Grundlage abhebt, Gott ist selbstverständlich auch derzeit. Und „er“ ist nicht beliebig und irgendwo,

sondern er ist überall, mithin ist er auch in uns drinnen. Demnach ist mit ihm auch die Ewigkeit in uns enthalten.



Carl Gustav Carus (1789–1869)

GOTT HEILT (CARUS 9) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: Carl Gustav Carus (1789 – 1869): Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Edition Argo. Dingfelder Verlag, 8138 Andechs. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Benno Schwabe & Co. (Basel 1925). Erstveröffentlichung dieses Buches: 1857.

Hier soll nochmals auf die „moderne“ Methode Emile Coués zurückgegriffen werden („modern“ ist sie übrigens nur, weil spät erkannt). Carl Gustav Carus erwähnt in ei-

nem Zitat, daß der Arzt oder Magnetiseur (oder wer auch immer heilwirkend vorzugehen vorgibt), mit den Patienten zu eigensüchtigen Zwecken herumspielen oder sie öffentlich ausstellen könnte. Man denke dabei übrigens nur an die Hypnose, bei der das Opfer ja auch leicht lächerlich gemacht werden kann.

Wie ist das aber bei der Selbstbehandlungsmethode (Autosuggestion), wie der großartige Emile Coué sie vorschlägt? Gibt es da auch „Hintertürchen“ oder Fallen oder dergleichen, über welche sich der Kranke selbst lächerlich machen oder gar schaden könnte? Nein, die gibt es nicht! Die Antwort ist eindeutig. Warum ist sie das? Ganz einfach: die großartige Coué-Methode (die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit) kommt ganz ohne irgend eine andere Person aus. Man macht es ja eigenständig, selber. Man muß es selber machen!

Coué schreibt immer wieder: ich kann Ihnen nur sagen, wie Sie es machen sollen, doch machen müssen Sie es schon selber. So ist es. Man macht es alleine! Da gibt es kein Schlupfloch, über welches andere ei-

nen „vorführen“ oder lächerlich machen könnten.

Muß man, nebenbei bemerkt, Professor X oder Doktor Y fragen, ob man die Coué-Methode anwenden darf oder soll? Was wissen X und Y von dieser Methode, unser persönliches Unterbewußtsein zu beeinflussen? Gleichgültig, was sie sagen werden, man muß es machen, und man macht es alleine, man macht es selber. Denn man bedenke, auch X und Y, bei aller Gewissenhaftigkeit, welche ich den beiden hier zweifellos unterstelle: auch sie sind entsprechend von unserem Fernsehen wie unserer Presse unterrichtet (oder hier vielmehr: nicht unterrichtet).

Und dort (in unseren öffentlichen Medien) findet sich nicht der geringste Hinweis auf die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit. Das ist sehr bedauerlich, doch auch das ist in Rechnung zu stellen. Insbesondere, wenn einen deshalb (wegen der Nicht-Unterrichtung durch Medien, welche lauthals verkünden, daß sie über alles genauestens informieren würden) Zweifel überkommen sollten.

Man fragt also niemanden, sondern man sammelt seine eigenen Erfahrungen. Und, mit Verlaub, welche Erfahrung ist es, welche man dann machen wird? Ich erlaube mir, diese positive Überraschung hinsichtlich der Methode Emile Coués (also der Autosuggestion oder Selbstbeeinflussung) nochmals mit meinen eigenen Worten darzustellen: „Scheiße, das funktioniert ja wirklich!“

„Wunder“, nach Carus, sind insofern selten:

„Legt man diesen strengen Maßstab an, so wird die Zahl vieler magnetischer Wundergeschichten stets nur bis auf wenige in jeder Hinsicht untadelige und wahrhafte zusammenschmelzen, und ich kann wohl sagen, daß auch von denen, die in den Bereich meiner Erfahrung gekommen sind, nur wenige die Prüfung ausgehalten haben, zumal da in allen denen, die ich selbst behandelte oder behandeln ließ, ich stets gestrebt habe (und gewiß zum Vorteile dieser Kranken), die Wirkungen des Magnetismus nur auf der Stufe des einfachen

Schlafs zu erhalten, jene höhern Stufen von Traumwachen und Clairvoyance aber möglichst zu vermeiden.“ (Carus, S. 84)

„Wunder“ sind, nach Carus, also insofern selten. Er wendet sich auch entschieden gegen jeglichen Betrug. Indes aber, was die „Wunder“ betrifft, wir handeln hier mit der nachdrücklichsten Empfehlung der Coué-Methode vom sicherst denkbaren Verfahren. Das will – bei der Autosuggestion (Selbstbeeinflussung) – sagen: bis zu 70 % aller Krankheitsfälle sind lösbar. Andere Autoren sprechen sogar von 80 oder 90 %.

Nochmals, welche Rolle spielt der Arzt dabei? Heilt der Arzt? Nein, er kann nur unterstützend und fördernd eingreifen.

„Die Zeit heilt“, könnte man sagen, doch was tut sich in derselben? Carus stellt genau richtig fest, über einen gewissen, stets erforderlichen Zeitraum heilt Gott, und zwar durch das Unterbewußte:

„... die Krankheiten heilt nicht der Mensch mittels seines bewußten Geistes, sondern das G ö t t l i c h e,

U n b e w u ß t e i m M e n s c h e n.
Dasselbe, was seinen Organismus bildet
und täglich in geheimnisvoller Tiefe ihn
neu erzeugt, es ist auch das allein Wie-
derherstellende aus Krankheiten in ihm,
und alles, was der erfindsame Geist des
Menschen seit Jahrhunderten erlernt
hat, um – wie man sagt – Krankheiten
zu heilen, beschränkt sich doch nur auf
die Beschaffung der zweckmäßigen Mit-
tel, um die Aufgabe jenes göttlichen
Unbewußten zu erleichtern, zu fördern,
ja mitunter überhaupt erst zu ermögli-
chen.“ (Carus, S. 88)

So ist es! Das „göttliche Unbewußte“ wird
tätig. Hervorragend! So ist es.

Und Carl Gustav Carus nochmals ganz
deutlich zum Verständnis des Heilens. Jede
und jeder muß sich klar machen, daß dies
nur unterbewußt möglich ist, und das
heißt zugleich mit Hilfe Gottes oder der uns
innewohnenden göttlichen Kräfte:

„Ganz ebenso mächtig ist dieses Göttli-
che im Heilen der Wunden. Nicht die
kleinste Verletzung können wir unmit-

telbar durch Kunst heilen, denn stets ja ist dieses Heilen ein Zeugungsprozeß neuer organischer Substanz, ein Prozeß, dessen stets nur das göttliche Unbewußte fähig ist, allerdings aber können wir diesen Vorgang willkürlich entweder stören oder ihn befördern, und auch auf dem letztern allein beruht daher in allen Fällen dieser Art die wesentliche Kunst des heilenden Wundarztes.“ (Carus, S. 90)

Man kann „diesen Vorgang willkürlich entweder stören oder ihn befördern“, erfahren wir von Carus. In der Tat, das ist auch eine Frage der Haltung, wie der Kranke an seine Krankheit herangeht. Positiv („ich werde wieder gesund sein“) oder negativ („krank bin ich immer, ich Ärmster“).

Erforderlich ist also, nicht nur bezüglich der Krankheit, aber insbesondere auch in Bezug auf sie, die richtige innere Haltung, Carus:

„Hat man hier aber einmal die richtige Haltung und Ansicht gewonnen, so wird man auch einsehen, wie alles d a s,

was jenes unbewußte Walten des innern Lebens zu erhöhen, zu kräftigen und in seinen Erhaltungszwecken zu fördern imstande ist, nun auch wesentlich beitragen muß, Krankheiten zu überwinden und Genesung zu beschleunigen; und von hier aus ist dann der Weg vollkommen gebahnt, die gerade das Unbewußte so mächtig hebenden Wirkungen des Lebensmagnetismus auf Krankheiten zu erklären und richtig zu deuten.“ (Carus, S. 90)

Die Grundüberlegung von Carl Gustav Carus ist also völlig richtig. Heilung geschieht „wie von selber“, also über das Innere, über das Unterbewußte, mithin über Gottes Einflußnahme in uns. Wir können insofern fördern oder stören, das ist unsere „Freiheit“. Man sollte sich besinnen und, falls man dies noch nicht getan hat, beginnen, positiv zu denken, denn das positive Denken wirkt sich in jedem Falle aus. Welche konkrete Maßnahme der positiven Handhabung schlägt Carus vor?

„Ja, man wird mich jetzt nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß in diesem Sinne, da eben alles eigentliche Heilen nur vom Unbewußten ausgeht, der Mesmerismus, welcher am direktesten auf dies Ursprüngliche der Seele des Menschen wirkt, weil er eben selbst vom Leben und von der Seele eines Kräftigeren ausgeht, wirklich das U r - h e i l m i t t e l genannt werden muß.“
(Carus, S. 90 f)

Carus (1789 – 1869), zu seiner Zeit, ist also vom Mesmerismus überzeugt. Diese Methode, die auch als „animalischer“ oder „tierischer Magnetismus“ bezeichnet wird, besteht etwa im Handauflegen oder in Luftstrichen („passes“), um dem Fluidum oder Lebensfeuer aufzuhelfen. Laut Wikipedia erklärte 1784 eine französische Regierungskommission die Methode des Mesmerismus für unwirksam. Sie beruhe lediglich auf der Einbildungskraft des Patienten (Placebo-Effekt) und sei darum nichtig.

Damit sind wir hier an der richtigen Stelle. Denn im Zitat oben haben wir gesehen, daß es darum geht, das Unterbewußt-

sein zu beeinflussen und anzusprechen. Es ist, wohlgemerkt, nicht von der negativen Vorstellung des Unterbewußten die Rede, wie etwa Sigmund Freud sie vertritt, sondern von der positiven, korrekten Darstellung des Vorhandenseins des Unterbewußten (in uns) und von dessen vorzüglicher Wirkung (so, wie der großartige Emile Coué es darstellt).

Nicht wahr, hier scheiden sich tatsächlich die Geister. Gibt es das positive Unterbewußtsein, oder ist selbiges nur ein eher negativer, nicht beherrschbarer Faktor, wie Sigmund Freud sich das vorstellt? Gleichbedeutend mit dieser Frage ist die andere: gibt es Gott, oder ist die Welt, wie man heute gerne behauptet, gar per Explosion aus dem Nichts entstanden? Die Welt aus dem Nichts! Unvorstellbar, was sind das für Leute, die die Welt aus dem „Nichts“ kommen lassen. Verzeihung, es gibt kein Nichts, es gab kein Nichts, und es wird nie ein Nichts geben.

Es gibt also ein persönliches Unterbewußtsein. Selbiges ist eine aktive (!), selbständige (!), unabhängige (!) Kraft in uns drinnen.

Ja, aber woher weiß man dann so sicher, wie auch ich dies hier schreibe und vertrete, daß es ein persönliches Unterbewußtsein gibt? Welches imstande ist, bis zu 70 % aller Krankheiten (schwerste Leiden inbegriffen) abzuwehren, zu überwinden und zu heilen? Nun, man weiß es nicht, indem man andere fragt (dieselben, jedenfalls, sofern sie dem Zeitgeist anhaften, werden einen insofern nur entmutigen), sondern man weiß es aus eigener Erfahrung. Aus eigener Erfahrung! Und dieselbe muß bekanntlich eine jede wie ein jeder selbständig, unabhängig, auf eigene Veranlassung machen.

Zunächst, welche Methoden gibt es, das von Carl Gustav Carus so hervorragend angeführte Unbewußte buchstäblich anzusprechen (man überlege sich: man spricht Gott an!). Dafür gibt es eigentlich schier unzählige Methoden. Warum so viele? Ganz einfach: weil das Unbewußte eine unabhängige, göttliche Kraft ist – und imstande, alles und jedes auf sich Beziehende aufzufassen und umzusetzen.

Nehmen wir einmal an, einer wäre auf die Idee gekommen, er müsse sich am linken Ohre reiben, wenn seine Wunden hei-

len sollen. Kann das funktionieren? Ja, es kann wirken, sofern der Betreffende wirklich daran glaubt. Oder ein anderer meint, aufs Dach steigen und dort ein bestimmtes Lied anstimmen zu müssen? Kann das wirken und funktionieren? Ja, es kann, sofern der Betreffende daran glaubt, also vom Wahrheitsgehalt und Wirkungsgrad seines Dachbesuches überzeugt ist. Mit anderen Worten: das persönliche Unterbewußtsein (ein Teil Gottes in uns) stellt sich auf alles und jedes ein, und ist folgsam und gehorsam, unsere Wünsche, falls den Umständen nach möglich, zur gegebenen Zeit zu erfüllen.

Nun, ist es demnach erforderlich, sich insofern am linken Ohr zu reiben, oder aufs Dach zu steigen, oder was man auch sonst für gut halten würde – den Mesermismus und welche Methode auch immer eingeschlossen? Mitnichten, das ist nicht erforderlich!

Wie spricht man „jemanden“ an? Man geht auch in diesem Falle den einfachsten, schnellsten, direktesten Weg: und dieser besteht in den von dem hervorragenden

Emile Coué (einem der größten Menschen, die je lebten) vorgeschlagenen Sprüchen.

Selbige sollen einfach und positiv sein, und sie sind insbesondere vor dem Schlafengehen vorzubringen und zu wiederholen. Und zwar sogar rein mechanisch wiederholend, kindlich, ohne größere Anstrengung, dann erreichen sie das persönliche Unterbewußtsein am besten, welches vorzugsweise nachts arbeitet, wenn wir schlafen, weil es dann nicht mit den vielfältigen Tagesangelegenheiten belastet ist.

Vor diesem Hintergrund sind auch die Ausführungen von Carl Gustav Carus hinsichtlich des Mesmerismus von Bedeutung, zumal sie ja, wie erwähnt, in der Erklärung unmittelbar zum Unbewußten führen. Welch große Leistung auch von Carus, der des weiteren „von reinem Willen zum Helfen durchdrungene“ (S. 91) Personen erwähnt. Oder etwa:

„Fälle dieser Art sind mir selbst wohl vorgekommen, und die oben erwähnte Kranke, welche infolge mehrjährigen Mangels an nächtlichem Schlaf öfters in den eigenen Zustand von Tagessom-

nambulismus verfällt, hat mir mehr als einmal Gelegenheit gegeben, zu bemerken, wie einige wenige magnetische Striche, ja manchmal eine einzige Handauflegung hinreichten, ein mit Blutauswurf verbundenes Herzklopfen oder heftige örtliche Schmerzen fast wie durch ein Wunder zu beseitigen.“ (Carus, S. 91)

Bedenken wir erneut, nicht der Arzt heilt (auch nicht der ärztlich praktizierende Carl Gustav Carus), sondern etwas in uns drinnen. Dieses uns Inneliegende (nämlich das persönliche Unterbewußtsein, eine göttliche Kraft in uns drinnen) muß man, wie erwähnt, selbst erfahren haben. Etwa durch Ausbringung der Coué'schen Sprüche und ihrer tatsächlichen, ans Wunderbare grenzenden Wirkung.

Nochmals, man darf dazu niemanden fragen. Man darf sich lediglich vom großartigen Emile Coué, aber auch von etlichen anderen, die in diese Richtung dachten, anregen lassen. Man muß es dann aber insbesondere selber erfahren haben, um es einschätzen zu können. Wer das dann auf

Grundlage seiner positiven Erfahrung selber weiß, der ist in der Sache sicher, gewissermaßen gefestigt. Niemand, egal, mit welchem Titel er sich äußerlich „schmücken“ möge (um die anderen und vermutlich sich selbst zu blenden), wird einen dann noch von dieser sicheren persönlichen Erfahrung wieder abbringen können. Auch keins der Massenmedien der heutigen Zeit übrigens wird dann noch zu irgendwelcher Irritation beitragen können.

Wie Fernsehen oder Presse, welche, wie erwähnt, Zeit für alles Mögliche haben, welche sich aber leider in unendliches Schweigen zu diesem Thema, der größten Entdeckung in der Geschichte der Menschheit, hüllen.

Darum nochmals Carus, wohlgermerkt in einem Buche, welches 1857 (!), also vor geraumer Zeit veröffentlicht wurde. Carus:

„Kann ja doch überhaupt alles, was von sogenannten Wunderheilungen durch bloße Berührung in den Bereich der Wahrheit und Wirklichkeit fällt, nur dadurch begriffen werden, daß man diese Macht einer großen heilbringenden Persönlichkeit anerkennt, mittels solcher augenblicklichen He-

bung des unbewußten Göttlichen im Kranken selbst irgendeine gefahrbringende Krankheit unmittelbar zu beseitigen.“ (Carus, S. 91)

Dabei sei nochmals darauf hingewiesen, daß es selbst einer so „großen heilbringenden Persönlichkeit“ nicht bedarf, man kann und muß es (die Coué'schen Sprüche vorzubringen) selber machen. Die Unterstützung durch jemanden wie Carus kann natürlich sinnvoll sein.

Die beste Unterstützung heute besteht darin, das großartige Buch von Emile Coué („Autosuggestion“, heißt „Selbstbeeinflussung“, auf Deutsch erschienen bei Jopp/Oesch) zu lesen. Dieses Buch ist sehr überzeugend und zwingend geschrieben. Versucht man das, was Coué vorschlägt, in positivem Sinne, stellt man, wie der Verfasser dieser Zeilen, fest: „Scheiße, das funktioniert ja wirklich!“